© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

II.
Stationen der Methodendiskussion
Eine historisch-systematische Rekonstruktion

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

Soziale Arbeit als verberuflichtes, institutionalisiertes und verrechtlichtes System personenbezogener Hilfen ist noch nicht sehr alt. Zwar lassen sich Vorläufer (etwa im Bereich der Armenfürsorge oder der organisierten Kleinkinderziehung) identifizieren, aber als Beruf mit flächendeckenden, staatlich organisierten Ausbildungsgängen und institutionalisierten Arbeitsfeldern ist Soziale Arbeit ein Kind des 20. Jahrhunderts. So ist es nur folgerichtig, dass auch die Methodendiskussion, die im Prozess der beruflichen Konsolidierung eine wichtige Rolle gespielt hat, von Ausnahmen abgesehen[1], überwiegend im 20. Jahrhundert stattfindet.

Bislang liegen nur wenige systematische Analysen zur Entwicklung der Methodendiskussion in der Sozialen Arbeit vor. Als Ausnahmen sind vor allem C. W. Müller (1988, 1992) zu nennen, der in seiner umfassenden (und zur Lektüre unbedingt empfohlenen) zweibändigen Methodengeschichte der Sozialarbeit ein vielfältiges Panorama der Methodendiskussion entwickelt, sowie Manfred Neuffer (1990), der sich auf die Geschichte der Sozialen Einzelhilfe in Deutschland konzentriert. Beiden Werken ist gemeinsam, dass sie als Realgeschichtsschreibung konzipiert und realisiert sind und weniger eine chronologische und systematische Gesamtdarstellung von Methodenkonzepten bzw. von methodisch relevanten Aspekten der Fachdiskussion anstreben.

Aus der Perspektive einer Einführung in die Methoden der Sozialen Arbeit erscheint es allerdings sinnvoll, einen systematischen Zugriff auf die Entwicklung der Methodendiskussion zu wählen, um auf diesem Weg Entwicklungslinien aufzuzeigen und evtl. Problemaspekte zu identifizieren, die auch aus heutiger Perspektive weiterhin bedeutsam sind. Ein solches Unterfangen kann hier – notwendigerweise – nur in Ansätzen und Stichworten angegangen werden.

Bei einer historisch-systematischen Betrachtung wünscht man sich als Autor klar abgrenzbare Epochen, klare Schnitte, die eine chronologische Darstellung ermöglichen und zugleich thematisch-strukturell sinnvoll sind. Wie wohl bei vielen Themen, so ist auch für die Methodendebatte zu konstatieren, dass es diese „klaren Schnitte“ nicht gibt. Einzelne Diskussionsstränge laufen zeitlich parallel, manche ziehen sich bis zum heutigen Tag durch, manche Traditionslinien brechen ab, wieder andere verwandeln sich in neue Fragestellungen und einige Schwerpunkte der Diskussion tauchen in neuem Gewande wieder auf, manchmal nur unter einem neuen Label. Die einzelnen Abschnitte dieses Kapitels sind deshalb zumeist nicht als zeitlich abgeschlossene Phasen der Methodendiskussion zu verstehen. Im Einzelnen werden folgende Stichworte angesprochen:

1 Sachße (1993) führt hier vor allem die im Umfeld der Armenfürsorge entstandenen Leitfäden für Helfer an, so z. B. das 1831 in deutscher Übersetzung erschienene Buch „Der Armenbesucher“ des Barons de Gerando oder der Leitfaden für Erkundigungen von Jaenette Schwerin aus dem Jahr 1894.

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

- die klassischen Methoden der Sozialen Arbeit und ihre Kritik,
- die Professionalisierungs- und Handlungskompetenzdebatte,
- die Therapeutisierung und der Psycho-Boom,
- aktuelle Tendenzen.

Den Ausgangspunkt der Methodendiskussion in der Sozialen Arbeit bilden zweifelsohne die so genannten klassischen Methoden. Noch bis zu Beginn der 1970er Jahre hätte die Frage nach den Methoden der Sozialen Arbeit wenig Aufregung erzeugt und wäre vergleichsweise einfach zu beantworten gewesen. Mit dem Hinweis auf das methodische Dreigestirn[2] von sozialer Einzel(fall)hilfe, sozialer Gruppenarbeit und Gemeinwesenarbeit galt die Frage nach den professionsspezifischen Methoden als hinreichend beantwortet. In dem 1966 in deutscher Übersetzung vorgelegten Standardwerk von Walter A. Friedländer und Hans Pfaffenberger „Grundbegriffe und Methoden der Sozialarbeit" (vgl. Friedländer/Pfaffenberger 1966) findet sich diese Dreiteilung ebenso wie – als Nachzügler und angereichert mit therapeutischen Elementen – in dem von Belardi herausgegebenen Band „Didaktik und Methodik Sozialer Arbeit" aus dem Jahr 1980 (vgl. Belardi 1980).

Mit dieser „Dreifaltigkeit" war spätestens Anfang der 1970er Jahre Schluss. Auch wenn das Dreigestirn in den Ausbildungsstätten z. T. noch längere Zeit überleben konnte, so waren doch insbesondere die methodischen Konzepte der sozialen Einzel(fall)hilfe und der sozialen Gruppenarbeit ins Kreuzfeuer einer Fundamentalkritik geraten, die auf der Basis gesellschaftsanalytischer und -theoretischer Befunde der Fachdiskussion auf Mängel dieser Ansätze hinwies, die es wenig sinnvoll erscheinen ließen, die sich entwickelnde Fachlichkeit von Berufstätigen im sozialen Bereich weiterhin auf diesem methodischen Fundament basieren zu lassen. Dieser Fundamentalkritik wollen wir uns allerdings erst im Kapitel 7 zuwenden. Zunächst geht es vielmehr um die Beschreibung dieser drei „klassischen Methoden" der Sozialen Arbeit. Dabei stehen in den einzelnen Kapiteln die geschichtliche Entwicklung, die begriffliche Abgrenzung, konstitutive Elemente der jeweiligen Methode sowie deren konzeptionelle Ausdifferenzierung im Zentrum.

2 Die von einigen AutorInnen als „vierte Methode" apostrophierte „Soziale Aktion – social action" (vgl. Wendt 1990 a; Hessel 1973) wollen wir an dieser Stelle vernachlässigen, da sie im Rahmen der Rezeption in Deutschland bei weitem weniger Spuren hinterlassen hat als die drei „Klassiker". Zudem geht die eher sozialpolitische Stoßrichtung der „Sozialen Aktion" z. T. in speziellen Konzepten der Gemeinwesenarbeit zumindest ansatzweise auf.

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

4. Soziale Einzel(fall)hilfe

(a) *Geschichte*: Die Wurzeln der Sozialen Einzel(fall)hilfe[1] liegen – ebenso wie die der anderen klassischen Methoden – in den USA. Als Begründerin der Sozialen Einzelhilfe (social casework) wird Mary Richmond bezeichnet, die mit ihrem 1917 veröffentlichten Buch „Social Diagnosis" erstmals eine systematische und geschlossene Darstellung der Tätigkeit und vor allem der Vorgehensweise von FürsorgerInnen in den USA vorlegte. Der Hintergrund ihrer Ausführungen war ihre Tätigkeit in der Charity Organization Society (COS), einer 1877 gegründeten Organisation, deren wesentliche Aufgabe darin bestand, die weitgehend privater Wohltätigkeit überlassene Armenhilfe und Armenpflege zu vereinheitlichen und zu rationalisieren. Die COS „war nicht als eine zusätzliche Wohlfahrtsagentur zur wahllosen Verteilung milder Gaben an unverschuldet in wirtschaftliche Not geratene Bürger gedacht, sondern als eine Art Clearingstelle, um einerseits die Hilfesuchenden zu registrieren und ihre individuellen Lebensverhältnisse zu untersuchen und andererseits die privaten und kommunalen Hilfemöglichkeiten der Gemeinde aufzulisten und die Hilfesuchenden nach Feststellung ihrer wirklichen Hilfsbedürftigkeit an die passenden Wohltäter zu vermitteln. Oberstes Prinzip der COS als kommunaler Clearingstelle war es also, zu ermitteln und zu vermitteln, aber selbst keine Almosen zu verteilen" (C. W. Müller 1988, S. 110). Um diesen Aufgaben gerecht zu werden, stützte sich die COS auf ein traditionsreiches „Instrument", das der (ehrenamtlichen) HausbesucherIn[2] (friendly visitor).

Richmond sammelte systematisch Fälle aus der Praxis der FürsorgerInnen und wertete diese im Hinblick auf Verfahrensweisen und erfolgreiche Handlungsschritte aus. Das Ergebnis ihrer Recherchen war mit dem Werk

1 Der Begriff „social casework" hat in der deutschen Rezeption unterschiedliche Übersetzungen erfahren. Bis in die 1960er Jahre wurde er überwiegend wörtlich als soziale Einzelfallhilfe übernommen. Anfang der 1960er Jahre plädierten FachvertreterInnen dafür, nicht von Einzel*fall*hilfe, sondern lediglich von Einzelhilfe zu sprechen, da nicht der Fall, sondern der Aufbau einer persönlichen helfenden Beziehung im Mittelpunkt stehe (vgl. Neuffer 1990, S. 20 f.). Obwohl ab diesem Zeitpunkt eine Tendenz zum Begriff Einzelhilfe beobachtbar ist, ziehen sich beide Termini bis in neuere Publikationen zum Thema durch. So spricht etwa Neuffer (1990) konsequent von Einzelhilfe, während C. W. Müller (1988, 1992) weiterhin den Begriff Einzelfallhilfe wählt.

2 Als „Erfinder" dieses Systems gilt Thomas Chalmers, der bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Glasgow ein auf nachbarschaftlicher und ehrenamtlicher Basis basierendes System der Armenhilfe installierte. Auch in Deutschland findet sich mit dem Elberfelder System ab Mitte des 19. Jahrhunderts ein Ansatz der Armenhilfe, der auf ehrenamtliche „BesucherInnen" zurückgreift, die mittels investigativer Vorgehensweisen über Anspruchsberechtigung und angemessener Hilfe für Arme entscheiden sollen (vgl. C. W. Müller 1988; Sachße 1986; Wendt 1990 a; Richmond 1917).

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

„Social Diagnosis“ ein Lehrbuch[3], das erstmals versuchte, das methodische Handeln von FürsorgerInnen empirisch fundiert lehr- und lernbar zu machen. In ihrer Systematik orientierte sich Richmond dabei, anders als Jane Addams – eine andere Pionierin der Sozialen Arbeit in den USA –, an medizinischen und psychologischen Modellen, was schon in den Terminologien wie Diagnose und Behandlung deutlich wird. Die SozialarbeiterIn als „soziale Ärztin“ versucht in einem Prozess von Anamnese, Diagnose und Therapie, „soziale Erkrankungen“ von Individuen[4] zu heilen. Es ist deshalb nicht zufällig, dass die Soziale Einzel(fall)hilfe schon frühzeitig auf die Psychoanalyse zurückgreift.

In Deutschland wird die Methode der Sozialen Einzel(fall)hilfe durch Alice Salomon bekannt. 1926 veröffentlichte sie ihr Buch „Soziale Diagnose“, das nicht zufällig den gleichen Titel trägt wie die grundlegende Arbeit von Mary Richmond. Nach eigenen Aussagen lehnte sich Salomon, die durch Reisen Anfang der 1920er Jahre mit der Entwicklung der Sozialen Arbeit in den USA vertraut war, in Teilen ihrer Veröffentlichung an die Arbeit Richmonds an[5]. In der Praxis Sozialer Arbeit blieb diese erste Rezeption jedoch weitgehend folgenlos.

Die eigentliche „Blütephase“ der Rezeption der Caseworkkonzepte in Deutschland fällt in die Zeit nach dem 2. Weltkrieg. Während in den USA die Fachdiskussion weiter vorangeschritten und es zu einer Ausdifferenzierung unterschiedlicher Ansätze gekommen war (auf die noch einzugehen sein wird), kam die Weiterentwicklung der Methode in Deutschland weitgehend zum Erliegen, nicht zuletzt im Gefolge der nationalsozialistischen Herr-

3 Betrachtet man dieses Lehrbuch heute, so muss man der Einschätzung von C. W. Müller folgen, dass es sich über weite Passagen „wie ein Lehrbuch für angehende Kriminalkommissare“ (C. W. Müller 1988, S. 117) liest. Dieser Eindruck entsteht nicht zuletzt durch die starke Fokussierung auf die Ermittlung relevanter Daten und Fakten sowie deren „diagnostischer“ Verdichtung. Die eigentliche „Behandlung“ wird demgegenüber eher stiefmütterlich behandelt.

4 Peter Lüssi spricht kritisch von „Mary Richmonds Sündenfall, als sie 1917 mit ihrem fundamentalen Werk *Social Diagnosis* den medizinisch-psychiatrischen Begriff ‚Diagnose‘ zum Grundstein der Sozialarbeit machte“ (Lüssi 1995, S. 33).

5 Allerdings ist das Buch von Alice Salomon keine Übersetzung. Dies wird allein schon durch die Tatsache deutlich, dass das Werk Richmonds insgesamt 511 Seiten umfasst, die Veröffentlichung Salomons lediglich 66 Seiten. Darüber hinaus weist C. W. Müller auf inhaltliche Unterschiede hin, die im Wesentlichen den zweiten Teil betreffen, und die „über das Anpassungskonzept von Mary Richmond hinausgehen“ (C. W. Müller 1988, S. 145). Auch Sachße weist auf inhaltliche Differenzen hin, die nach seiner Auffassung auf Unterschieden in der Entwicklung der deutschen und der amerikanischen Sozialarbeit beruhen. In den USA wurde „die Einheitlichkeit des Berufs nicht über die Ideologie vom Dienst am Volksganzen gestiftet, sondern über eine spezifische methodische Kompetenz, die in einer entsprechenden Ausbildung zu erwerben war“ (Sachße 1986, S. 285). Demnach war „das vereinheitlichende Zentrum nicht der Fall, der Klient in seiner Eingebundenheit in vielfältige soziale Wirk- und Einflussfaktoren, sondern die bürgerliche Frau und ihre soziale Verantwortung. (…) Sozialarbeit in Deutschland wurde daher primär unter normativen und nicht – wie in den USA – unter empirischen Aspekten entwickelt“ (Sachße 1993, S. 37).

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

schaft und ihrer Einflüsse auf die Struktur und Handlungsansätze Sozialer Arbeit (vgl. Otto/Sünker 1989). Basis der neuen Rezeptionswelle war vor allem ein reger Austausch, der sich in beiden Richtungen des Atlantiks vollzog: Zum einen kamen amerikanische MethodenlehrerInnen, z. T. jene, die nach 1933 emigriert waren, nach Deutschland (zurück), um hier ihre Konzepte im Rahmen von Fort- und Weiterbildungsveranstaltungen[6] publik zu machen. Zum anderen zog es aber auch deutsche SozialarbeiterInnen im Rahmen von Austauschprogrammen nach Amerika, um sich dort im Rahmen längerer Studienaufenthalte mit dem Entwicklungsstand der Sozialen Arbeit in den USA vertraut zu machen.

In der Fachliteratur der 1950er und 1960er Jahre schlug sich der Methodentransfer vor allem in den Veröffentlichungen von Hertha Kraus (1950) und Herbert Lattke (1955) nieder, die den Stand der amerikanischen Methodendiskussion zusammenfassten. Allerdings lief der Methodentransfer von den USA nach Deutschland keineswegs so reibungslos wie man aufgrund der vielfältigen Aktivitäten annehmen sollte (vgl. Neuffer 1990, 1994; C. W. Müller 1992). Oberflächlich zeigten sich solche Transferprobleme etwa an Phänomenen wie der Ablehnung der Sozialen Einzel(fall)hilfe durch die katholische Kirche, da das Casework in weiten Teilen psychoanalytisch fundiert und die Psychoanalyse Freuds bekanntermaßen religionskritisch sei. „So wurde es katholischen Fürsorgerinnen lange Zeit verboten, sich mit dem Case work auseinanderzusetzen, geschweige denn danach zu handeln“ (Neuffer 1994, S. 143).

Tiefgreifender waren allerdings jene Rezeptionshemmnisse, die auf unterschiedlichen Traditionen, gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und fachlichen Entwicklungen beruhten. So hatte sich die Soziale Arbeit in den USA erheblich ausdifferenziert und für einen Teil der Hilfelandschaft überhaupt erst ermöglicht, nach den neuen Konzepten individuell-therapeutischer Zuwendung zu arbeiten. In Amerika kristallisierte sich eine „Arbeitsteilung“ zwischen kommunalen Wohlfahrtsämtern „mit unausgebildeten, unterbezahlten Angestellten und Helfern“ heraus, „die ihre (wenigen) Fälle unter optimalen Arbeitsbedingungen und unter Dauer-Supervision nach allen Regeln der Kunst abwickelten“ (C. W. Müller 1992, S. 89). Diese strukturellen Rahmenbedingungen, wie geringe Fallzahl, Abstinenz von investigativen Anforderungen und eingreifenden Handlungen (wie z. B. Ermessenentscheidungen über Hilfegewährung, Heimeinweisung etc.) waren in Deutschland nicht gegeben. Es war deshalb fast zwangsläufig, dass sich in der Folgezeit wenn auch nur wenige, so doch eigenständige deutsche bzw.

6 Zu dieser Gruppe gehörte z. B. Hertha Kraus, die noch 1933 Leiterin des Wohlfahrtsamtes der Stadt Köln war, und die nach ihrer Emigration in die USA als Professorin für Social Economy and Social Research in Philadelphia arbeitete. Als „visiting expert“ war sie ab 1948 als Dozentin im Rahmen der Ausbildung sozialer Fachkräfte in Deutschland tätig.

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

europäische Ansätze der Einzelhilfe herausbildeten, die den spezifischen Bedingungen Rechnung trugen.

Im Besonderen sind hier Ruth Bang (1970) und Marie Kamphuis (1973) zu nennen. Für die Letztere betont Neuffer: „Die Europäisierung des amerikanischen case work war ein Verdienst von Marie Kamphuis“ (Neuffer 1994, S. 141). Nach ihrer Auffassung war ein wesentlicher Unterschied zwischen den USA und Europa, dass die Gesellschaften in Europa ein anderes, selbstverständliches Verhältnis zur Autorität kennzeichnet. Aus diesem Grund sei es notwendig, stärker als die amerikanischen Konzepte mit ihrer Philosophie der Selbstbestimmung und Selbstverantwortung, auf pädagogische Beeinflussung wert zu legen. „Wir machen sonst einen großen Fehler, sowohl im soziologischen als im psychologischen Felde, weil wir dann mit einem Muster arbeiten, das nirgends Anknüpfungspunkte in der Wirklichkeit der Menschen, denen wir helfen wollen, hat“ (Kamphuis, zit. nach Neuffer 1990, S. 130)[7].

Die letzte wichtige Veröffentlichung zur Sozialen Einzel(fall)hilfe im klassischen Sinne ist wiederum ein Import aus den USA. 1970 in den Vereinigten Staaten erschienen, wurde 1974 der Sammelband von Robert W. Roberts und Robert H. Nee „Konzepte der Sozialen Einzelhilfe“ in Deutschland veröffentlicht. Er bündelte letztmals die unterschiedlichen konzeptionellen Ansätze der Einzel(fall)hilfe.

(b) *Begriff*: Wie schon aus diesem kurzen Exkurs zur Geschichte der Sozialen Einzel(fall)hilfe deutlich geworden sein dürfte, kann von *der* Sozialen Einzel(fall)hilfe keine Rede sein. Umso mehr stellt sich die Frage, was Soziale Einzel(fall)hilfe eigentlich ist, und was bei aller Unterschiedlichkeit die verschiedenen Konzepte auf der Ebene ihrer Gegenstandsbeschreibung

7 Inwieweit dieser Argumentation zu folgen ist, soll an dieser Stelle nicht ausführlich diskutiert werden. Allerdings ist zu fragen, ob sich hinter dem Argument von der kulturellen Unterschiedlichkeit nicht ein Legitimationsmuster für ein durchaus traditionelles Selbstverständnis von Sozialarbeitern versteckt, dass nämlich Eingriffe und „Führung“ – so schon Salomon (1926, S. 60) – zwingend notwendig seien, da es sich ja bei den Klienten offensichtlich um Personen handele, die sich selbst nicht mehr helfen könnten. In diesem Sinne ist Neuffer zumindest vorzuwerfen, dass er die Selbstwahrnehmung der Vertreter der Sozialen Einzel(fall)hilfe in Deutschland nicht kritisch hinterfragt, sondern deren Argumente schlicht reproduziert. Deutlich wird dies etwa auch am Beispiel des Hausbesuchs: „Der in den USA verpönte Hausbesuch, also die aufsuchende Sozialarbeit, war in Deutschland und anderen europäischen Ländern eines der wichtigsten Instrumente der Hilfestellung. Die Frage absoluter Freiwilligkeit bei der Kontaktaufnahme (Selbstbestimmung) stand im entgegengesetzten Verhältnis zu einer auf Verantwortung für den Klienten basierenden Sozialen Arbeit (Fürsorge)“ (Neuffer 1994, S. 141). Ganz abgesehen davon, ob man im Falle des Hausbesuchs in der beschriebenen Tradition sinnvollerweise mit dem modernen Terminus der aufsuchenden Sozialarbeit argumentieren sollte, wird an diesem Beispiel deutlich, dass das Verhältnis von Fürsorge und Selbstbestimmung offensichtlich in der deutschen Methodendiskussion anders aufgelöst wird als in der us-amerikanischen. Damit aber ist der zentrale Bereich der Sicherung von Klientenrechten angesprochen (vgl. Kapitel 3).

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

verbindet. Als Einstieg ist es hilfreich, sich einige Definitionen von Sozialer Einzel(fall)hilfe zu vergegenwärtigen[8]:

Definitionen

„Soziale Einzelhilfe ist ein Prozess, der von bestimmten Sozialdienststellen angewendet wird, um Menschen zu helfen, mit ihren Problemen im sozialen Bereich besser fertig zu werden" (Perlman 1973, S. 18).

„Social Casework ist eine Kunst, bei der Erkenntnisse der Wissenschaft von den menschlichen Beziehungen und die Fertigkeit in der Pflege dieser Beziehungen dazu benutzt werden, Kräfte im Einzelmenschen und Hilfsquellen in der Gemeinschaft zu mobilisieren, die geeignet sind, eine bessere Einordnung des Klienten in seine ganze Umwelt oder in Teile seiner Umwelt herbeizuführen" (Bowers, zit. nach Lattke 1955, S. 40).

„Behandlung in der Sozialen Einzelhilfe wird als eine abgestimmte Mischung von Vorgängen gesehen, die so, wie es diagnostisch angezeigt erscheint, auf eine Veränderung in der Person oder in ihrer sozialen oder zwischenmenschlichen Umgebung oder in beidem hinarbeitet und auf eine Modifikation des Austausches abzielt, der zwischen Mensch und Umwelt stattfindet. Zum größten Teil werden diese Ziele in Besprechungen zwischen Klient oder Klienten, Sozialarbeiter und wichtigen anderen Personen und durch ein Angebot an konkreten Hilfsmaßnahmen verfolgt" (Hollis 1977, S. 49).

„Durch die Methode der Sozialen Einzelhilfe wird ein Klient veranlasst, sich über einen Beziehungsprozess, im Wesentlichen mit einer Person, zu seinem eigenen und dem allgemeinen sozialen Wohl einer sozialen Hilfe zu bedienen" (Smalley 1977, S. 93).

Bei aller noch zu beschreibenden Unterschiedlichkeit der Konzepte lassen sich einige Gemeinsamkeiten in diesen Definitionen identifizieren:

(1) Soziale Einzel(fall)hilfe, die sich immer an einzelne Individuen[9] richtet, lokalisiert die zu bearbeitenden Probleme *in* den Individuen selbst. Zwar betonte schon Alice Salomon (1926), ähnlich wie Florence Hollis in der oben angeführten Definition, dass Probleme auch in der Umwelt liegen können, diese sind für den Prozess der Behandlung aber nur insofern bedeutsam, wie es sich um ein begrenztes Neuarrangement von Beziehungen, Beziehungsmustern und verfügbaren Hilfsquellen handelt. Umweltfaktoren werden als kausale Problemursachen nur insofern wahrgenommen, wie sie innerhalb der definierten Reichweite des Behandlungsprozesses liegen. Für Helen

8 Die Zusammenstellung der folgenden Definitionen folgt vor allem einer didaktischen Intention. Es handelt sich dabei um klassische, häufig zitierte Begriffsbestimmungen, die darüber hinaus unterschiedliche Facetten der Methode andeuten. Definitionen aus neueren Veröffentlichungen wurden nicht berücksichtigt, da es sich dabei zumeist um retrospektive Zusammenfassungen, nicht aber um originäre, eigenständige Weiterentwicklungen handelt. Dieselben Kriterien gelten auch für die Definitionen zur sozialen Gruppenarbeit (vgl. Kapitel 5) und zur Gemeinwesenarbeit (vgl. Kapitel 6).

9 Ausnahmen stellen hier Perlman (1973) und Kamphuis (1973) dar, die ihre Ansätze bewusst auf die Familie ausdehnen.

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

Perlman sind die Probleme, auf die Soziale Einzelhilfe antworten will, „solche, die das soziale Funktionieren einer Person zutiefst berühren oder die durch deren soziales Funktionieren beeinflusst werden“ (Perlman 1973, S. 43). Und weiter heißt es: „Das bedeutet, dass der Hauptakzent der Hilfe des Caseworkers auf die Schwierigkeiten gerichtet ist, die die Person hat, sich sozial richtig oder konstruktiv zu verhalten, oder auf die Angriffe, denen sie sich durch die Umwelteinflüsse ausgesetzt fühlt“ (ebd., S. 44). Wohlgemerkt: Es geht um die Umwelteinflüsse, von denen sich der Klient bedrängt *fühlt*, nicht um jene, die evtl. massiv und materiell sein Leben beeinflussen[10]. Nach Hege (1981, S. 146) ist die Grundannahme der Einzelfallhilfe – wie aller klassischen Methoden –, dass soziale Probleme psychische Probleme sind.



Abbildung 4: Einzel(fall)hilfe

(2) Angesichts der Fokussierung auf individuelle Probleme ist es nur folgerichtig, dass sich die Veränderungsabsicht primär auf die Individuen und ihre Kompetenzen, Qualifikationen, Sichtweisen, Verhaltensweisen beziehen. „Die Aufgabe des Fürsorgers besteht deshalb darin, die Haltung des Klienten zu beeinflussen, auf einen Menschen einzuwirken – und das ist im Grunde genommen eine Führeraufgabe“ (Salomon 1926, S. 60). Noch deutlicher heißt es bei Virginia Robinson: „Wenn uns die Geschichte der Sozialen Einzelhilfe etwas lehrt, dann ist es vor allem dies, dass es nur auf dem Gebiet der individuellen Reaktionsmuster und der Möglichkeiten ihrer therapeutischen Veränderung durch verantwortungsvolle und bewusste Beziehungen eine legitime professionelle Einzelhilfe geben kann“ (Robinson, zit. nach Smalley 1977, S. 97). Soziale Einzel(fall)hilfe wird verstanden als therapeutische Intervention, die mittels Einstellungs- und Verhaltensänderung zu einer Verbesserung der problematischen Lebenslage beiträgt. Insgesamt ist Sachße zu folgen: „Soziale Hilfe ist daher als Persönlichkeitsentwicklung zu verstehen, die den Klienten dadurch zur Selbständigkeit verhilft, dass er individuelle Kräfte und soziale Umgebung in ein ausgewogenes Verhältnis bringen kann“ (Sachße 1993, S. 34).

10 Einen ähnlichen Schwerpunkt setzt Kamphuis, wenn sie betont, dass früher die materielle Not im Vordergrund stand, dass sich aber mittlerweile die Erkenntnis durchgesetzt hat, „dass soziales Wohlergehen auch abhängig ist von einem kreativen Funktionieren im Umgebungsfeld mit den Beziehungen von Mensch zu Mensch und vom Einzelmensch zu den ihn umgebenden größeren und kleineren Gruppen, mit dem Verhältnis zur Arbeit, kurzum mit all demjenigen zusammenhängt, was den Menschen zum Glied einer Gemeinschaft macht“ (Kamphuis 1973, S. 30).

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

(3) Wesentliches Medium dieses Hilfeprozesses ist die „helfende Beziehung" zwischen Klient und Sozialarbeiter. Nur eine intakte Beziehung ermöglicht, dass der Klient den Sozialarbeiter als vertrauensvollen Gesprächspartner akzeptiert und damit auch die Hilfe des Sozialarbeiters anzunehmen bereit ist. Für Ruth Bang geht es in ihrem Buch *Die helfende Beziehung als Grundlage der persönlichen Hilfe* „in der fürsorgerischen Arbeit stets um eine Hilfeleistung zwischen der Person des Helfenden und der des Klienten, und insofern um eine persönliche Hilfe von Mensch zu Mensch. Beide stehen auch (…) in einer Beziehung zueinander, die helfenden Charakter hat, da es sich ja um einen Vorgang des Helfens zwischen beiden handelt" (Bang 1970, S. 92). Ihre zentrale Frage lautet folgerichtig: „Wie wird die helfende Beziehung zu einem methodischen Hilfsmittel bei der persönlichen Hilfe" (ebd., S. 96).

(4) Das Ziel des Hilfeprozesses ist in allen Fällen die Steigerung des Wohlbefindens von Klienten mittels besserer Balance zwischen Individuum und Umwelt. Um diese Balance zu erreichen, wird eine verbesserte Anpassung angestrebt. Nun kann Anpassung – wie schon Salomon betonte – zweierlei bedeuten: Anpassung des Individuums an seine Umwelt oder umgekehrt: Anpassung der Umwelt an die individuellen Möglichkeiten des Subjekts. Insofern Umweltanpassung sich auf Erschließung von Hilfsquellen, Umgestaltung des sozialen Nahraums bzw. Modifikation von Kommunikations- und Beziehungsnetzen bezieht, also die Ebene einer generellen gesellschaftlichen Veränderungsstrategie nicht erreicht, ziehen einige Ansätze diese Ebene in die Betrachtung ein. Der Schwerpunkt[11] liegt allerdings bei der Anpassung des Individuums, seiner Wahrnehmungs- und Interpretationsmuster sowie seiner Verhaltensweisen.

(c) *Unterschiedliche Konzepte:* Jenseits dieser „Gemeinsamkeiten", die in den einzelnen Ansätzen durchaus different ausgeprägt sind, lassen sich im Feld der Einzel(fall)hilfe unterschiedliche Konzepte[12] bzw. Schulen identifizieren. Für unseren Zusammenhang soll es genügen, wenn im Folgenden kurz die drei unstrittig konkurrierenden Konzepte in Stichworten dargestellt werden:

- den psychosozialen Ansatz (z. B. Florence Hollis),
- den funktionalen Ansatz (z. B. Ruth E. Smalley),
- den problemlösenden Ansatz (z. B. Helen H. Perlman).

11 So formuliert beispielsweise Perlman als Ziel der Einzel(fall)hilfe: „Sie will das Niveau der menschlichen Tüchtigkeit und Befriedigung im täglichen Leben und in den laufenden Vorgängen zwischen Menschen und Mitmenschen und Mensch und Aufgabe anheben und festigen" (Perlman 1977, S. 148; vgl. auch die weiter oben angeführte Definition von Bowers, die wohl nicht zufällig zu den meistzitierten in der Einzelhilfeliteratur gehört).

12 Von wie vielen Konzepten man ausgehen kann, ist in der Fachliteratur umstritten. Auch im Referenzbuch von Roberts/Nee (1977) herrscht keineswegs Einigkeit; vgl. auch Pfaffenberger (1977 a); Belardi (1980); Karberg (1980).

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

(1) Der psychosoziale Ansatz: Der psychosoziale Ansatz stellt eine Weiterentwicklung des so genannten diagnostischen Konzepts (diagnostic school) dar, das mit dem Namen Gordon Hamilton verbunden ist. Er versteht sich als „system-theoretisch" – allerdings eher im Sinne von Ganzheitlichkeit – und bezieht die Intervention auf das „Person-in-ihrer-Situation-Gefüge oder einfacher: der Mensch in seiner spezifischen Situation" (Hollis 1977, S. 48). Die klassische diagnostische Schule legte in der Tradition der Psychoanalyse verstärkt Wert auf die möglichst weitreichende Ermittlung der Vorgeschichte des Klienten. Nach Hollis ist für den psychosozialen Ansatz kennzeichnend, dass eine derart lückenlose, vor allem die Kindheit umfassende Anamnese und Diagnose nicht mehr in jedem Fall für notwendig erachtet wird. Gleichwohl spielt die Erfassung oder Fallstudie immer noch die zentrale Rolle. „Der Diagnose-Prozess besteht aus einer kritischen Durchleuchtung des Komplexes ‚Klient-in-seiner-Situation' und der Schwierigkeiten, die zur Kontaktaufnahme mit der Sozialstelle führten. Zweck dieser Untersuchung ist, die Natur des Problems genauer und deutlicher zu erkennen. Der spezifische Komplex dieses Klienten in seiner Situation muss dabei wiederholt mit einer Reihe von ungefähren Normen verglichen werden. Diese Durchschnittswerte betreffen das Verhalten des Klienten und andere zur Sache gehörende Aspekte seiner sozialen Situation und die konkreten Gegebenheiten" (ebd., S. 65). Sinn dieser Phase ist es, „eine Krankheit an ihren Symptomen zu erkennen" (ebd., S. 68) und abschließend zu einer Diagnose zu gelangen, die wiederum die Grundlage der Behandlung der „Erkrankung" bildet.

(2) Der funktionale Ansatz: Die funktionale Schule ist mit den Namen Jessie Taft, Virginia Robinson und Otto Rank verbunden. Rank, Psychoanalytiker und Schüler Freuds, betonte im Besonderen das (psychische) menschliche Wachstum und dessen Bedeutung für die Konstitution von Hilfeprozessen. Smalley fasst den zentralen Unterschied zur diagnostischen Schule zusammen: „Die diagnostische Schule arbeitete mit der Psychologie der Krankheit, wobei der Sozialarbeiter für die Diagnose und die Behandlung eines pathologischen Zustandes verantwortlich war und selbst den Ausgangspunkt für die notwendige Veränderung bildete. Bei der funktionellen Konzeption ging man von der Psychologie des Wachstums aus und sah den Kristallisationspunkt der Veränderung nicht im Sozialarbeiter, sondern im Klienten. Der Sozialarbeiter trat in eine Beziehung zum Klienten, die dessen eigene Fähigkeit zur Entscheidung und zum Wachstum freisetzte. Die funktionelle Schule bezeichnete ihre Methode als helfend, während die diagnostische von behandeln und Behandlung sprach" (Smalley 1977, S. 91 f.). Der funktionale Ansatz versteht die sozialpädagogische Intervention als individuell therapeutische Zuwendung mit dem Ziel der Stärkung des subjektiven Wachstums betroffener Individuen. In diesem Sinne formuliert Ruth Smalley als einen Grundsatz der funktionellen Methode: „Alle Prozesse in der Sozialarbeit erfordern, um wirksam zu sein, den Gebrauch einer Beziehung, durch die der Klient dazu gebracht wird, Entscheidungen zu treffen und ihnen entsprechend zu handeln. Dies wird als der Kern der Arbeit angesehen, durch die das Ziel, das der Kli-

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

ent als sein eigenes erkennt, mit Hilfe der angebotenen Möglichkeiten erreicht werden soll“ (ebd., S. 94).

(3) Der problemlösende Ansatz: Der problemlösende Ansatz, für den vor allem der Ansatz von Helen Perlman steht, dürfte zu den in Deutschland wohl am meisten rezipierten Ansätzen[13] des amerikanischen social casework gehören. Die basale Annahme dieses Ansatzes ist, dass das Leben ein problemlösender Prozess ist, d. h. im Leben eines Menschen tauchen immer wieder Probleme auf. Die Frage, ob er einer Unterstützung bedarf, resultiert im Wesentlichen aus seinen Fähigkeiten und Ressourcen zur Problemlösung. Den problemlösenden Ansatz unterscheidet von den anderen Schulen weiterhin, dass er als mögliche Klientel nicht nur Einzelpersonen, sondern auch Familien einbezieht: „Derjenige Mensch oder die Familie wird als Anwärter auf Einzelhilfe-Behandlung betrachtet, der Schwierigkeiten in der Beziehung zu einem oder mehreren anderen Menschen oder bei der befriedigenden Erfüllung einer oder mehrerer Rollen-Aufgaben hat. (…) Man geht von der Annahme aus, dass die Unfähigkeit des betreffenden Menschen, selbst mit seinem Problem fertig zu werden, auf einer Schwäche oder dem Fehlen eines oder einer Kombination der folgenden problemlösenden Faktoren beruht: der Motivation zur angemessenen Beschäftigung mit dem Problem, der Fähigkeit, dies zu tun, und der Möglichkeit, Mittel und Wege zu finden, um die Schwierigkeiten zu beseitigen oder zu mildern“ (Perlman 1977, S. 149). Aus diesen Annahmen zur Genese fürsorgerischer Problemlagen resultieren direkt die zentralen Handlungsstrategien der Helfer: Sie sollen motivieren, befähigen und Ressourcen identifizieren und erschließen.

Zweifellos weisen die drei hier angedeuteten Ansätze markante Unterschiede insbesondere hinsichtlich der Ansatzpunkte sozialpädagogischen Handelns auf. Ob ich von einer Psychologie der Krankheit ausgehe, individuelles Wachstum in den Mittelpunkt stelle oder die Fähigkeiten des individuellen Problemlösungsverhaltens verändern will, bedingt durchaus unterschiedliche Vorgehensweisen und Interventionsstrategien. Allerdings sind alle drei Ansätze durch Unterschiede gekennzeichnet, die sich innerhalb eines psychologisch/psychotherapeutischen Paradigmas bewegen. Man könnte es so formulieren: Die Auseinandersetzungen zwischen den verschiedenen Schulen der sozialen Einzel(fall)hilfe ist mit dem Schulenstreit innerhalb der Psychoanalyse etwa zwischen Freud, C. G. Jung und Wilhelm Reich zu vergleichen.

13 So betont etwa C. W. Müller in durchaus kritischer Absicht Anfang der 1980er Jahre: „Ich haben in den letzten zehn Jahren den Eindruck nicht loswerden können, dass wir gerade in der Rezeption der ‚klassischen Methoden‘ auf den ‚Oldies‘ sitzengeblieben sind: auf Konopka für die Gruppenpädagogik, auf Bang und Perlman für die Einzelfallhilfe und auf Ross für die Gemeinwesenarbeit“ (C. W. Müller 1981, S. 106).

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

(d) *Elemente der sozialen Einzel(fall)hilfe:* Aus der Perspektive der methodischen Betrachtung im engeren Sinne ist danach zu fragen, welche Hilfen diese Ansätze den SozialarbeiterInnen für die Gestaltung ihrer konkreten Alltagspraxis liefern. Ohne hier auf Details und Differenzen eingehen zu können, sind es vor allem drei Aspekte, die für die Ansätze der Einzelhilfe charakteristisch sind:

- die ethische Rahmung des Hilfeprozesses,
- die Phasierung des Hilfeprozesses,
- die Anleitungen bzw. Techniken der Gesprächsführung.

(1) Die ethische Rahmung des Hilfeprozesses: Nähert man sich der Einzel(fall)hilfe-Literatur mit dem Blick des heutigen Lesers, so fällt in vielen Passagen der überwiegend normative Gestus auf. Bedenkt man allerdings, dass jedes pädagogische Verhältnis normativen Einflüssen ausgesetzt ist, d. h., dass Personen mit bestimmten Ansichten, Meinungen, Haltungen aufeinander treffen, so ist es nur folgerichtig, dass sich die Konzepte dieser Frage widmen, da die Ausblendung der ethisch-normativen Dimension zwangsläufig zu einer die Klienten gefährdenden Beliebigkeit führen kann. Nach Schiller (1963) ist es deshalb für das amerikanische Methodenverständnis konstitutiv, dass planmäßige Verfahren mit wissenschaftlichen Erkenntnissen und ethischen Forderungen verbunden werden.

Solche „codes of ethics" sind nun nicht auf die Einzelhilfe beschränkt, sondern beziehen sich allgemein auf die Tätigkeit von SozialarbeiterInnen. Ein Beispiel von vielen sind etwa die von Lattke formulierten zehn Gebote der Sozialarbeit:

„Du sollst
1. jeden Klienten als ganzen Menschen behandeln, d. h. als Leib-Seele- und Geist-Einheit;
2. seine Selbsthilfekräfte entdecken und fördern;
3. ihn zum Partner am Hilfsvorgang werden lassen;
4. jeden Klienten so akzeptieren, wie er ist, und ihm Grenzen setzen, die er braucht;
5. nicht voreingenommen urteilen;
6. mit jedem Klienten dort anfangen, wo er steht;
7. mit seinen Stärken arbeiten;
8. es jedem Klienten ermöglichen, sich frei zu äußern;
9. ihm helfen, sein Recht auf Selbstbestimmung und seine Pflicht zur Selbstverantwortung zu verwirklichen;
10. ihm helfen, sich selbst und seine Lage besser zu verstehen" (Lattke 1961, S. 319 f.).

Für die Einzelfallhilfe formuliert Maas (1966, S. 73 ff.) sechs grundlegende, allgemeine Prinzipien: 1. Das Prinzip des Akzeptierens, welches betont, dass es zu den Grundlagen des Hilfeprozesses gehört, dass der Sozialarbeiter

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

seinen Klienten als Person akzeptiert; 2. der Grundsatz der Kommunikation, der betont, dass der (sprachliche) Austausch von Klient und Sozialarbeiter die Grundlage des Hilfeprozesses darstellt; 3. der Grundsatz der Individualisierung, der den Sozialarbeiter auffordert, „sich auf jeden Klienten als auf ein Individuum einzustellen und ihm als einem solchen zu helfen; der Klient ist für ihn ein Mensch in einer Situation, die eine einmalige Kombination aus biologischen, psychologischen und sozialen Elementen darstellt“ (ebd., S. 77); 4. der Grundsatz der aktiven Beteiligung, der den Sozialarbeiter verpflichtet, dem Klienten die Lösung seiner Probleme nicht aus der Hand zu nehmen, sondern ihn als Partner im Hilfeprozess zu akzeptieren; 5. der Grundsatz der Vertraulichkeit, der besagt, dass alles, was der Klient sagt, nur innerhalb der berufsbedingten Beziehung genutzt werden darf und 6. der Grundsatz der Selbstkontrolle des Sozialarbeiters, der besagt, dass der Sozialarbeiter aufgefordert ist, sich bewusst zu machen, „welche Vorgänge in dieser beruflichen Beziehung beruflich motiviert sind (…) und welche persönlich motiviert sind“ (ebd., S. 81).

Solche oder ähnliche Grundhaltungen und Prinzipien finden sich in allen Ansätzen der Einzel(fall)hilfe. Sie sollen die Balance von Eingriff und Selbstbestimmung, von Sozialarbeitermacht und Klientenautonomie gewährleisten. Auf den heutigen Leser wirken sie häufig banal, nicht zuletzt deshalb, weil viele von ihnen mittlerweile in den alltäglichen Sprachschatz professioneller Kommunikation eingegangen sind: Hilfe zur Selbsthilfe, anfangen, wo der Klient steht, den Klient als Individuum akzeptieren. All diese ethischen Prinzipien sind mittlerweile selbstverständlicher Bestandteil sozialpädagogischer Sprachspiele – und häufig nicht mehr als Worthülsen. B. Müller (1991) hat zu Recht darauf hingewiesen, das es nicht ausreicht, hehre Grundprinzipien zu formulieren, deren Umsetzung aber dem einzelnen Sozialarbeiter in seiner komplexen, unübersichtlichen und widersprüchlichen Handlungssituation zu überlassen. Die methodische Sicherung dieser Grundprinzipien haben die Ansätze der Einzelhilfe allerdings kaum geleistet.

(2) Phasierung des Hilfeprozesses: Eine der zentralen Leistungen der Ansätze der Einzel(fall)hilfe war es von Beginn an, dass sie den Hilfeprozess in einzelne, überschaubare und definierte Handlungsschritte zerlegte, die dem Sozialarbeiter eine Art Wegbeschreibung an die Hand gab, in welcher Abfolge ein Hilfeprozess zu erfolgen hatte. Die Phasen werden in unterschiedlichen Konzepten mit verschiedenen Namen bedacht, gleichwohl kann als Essenz dieser Phasierungsversuche ein Dreischritt konstatiert werden, der sich weitgehend am medizinischen Modell orientiert:

- Fallstudie/Anamnese,
- Soziale Diagnose,
- Behandlung.

In der ersten Phase, der Fallstudie oder Anamnese, geht es um die Sammlung relevanter Daten, Fakten und Hintergründe, die zur Bewertung des Falles

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

notwendig sind. Die technischen Hilfestellungen in dieser Phase reichen von Hinweisen auf relevante Informationsquellen – nach Salomon z. B. der Klient, die Hausgemeinschaft, Verwandte, Ärzte, Lehrer, Arbeitgeber, Nachbarn und Hauswirte, Wohlfahrtseinrichtungen – über Fragebögen (wie etwa bei Richmond 1917) bis hin zur Diskussion, wie man sich einzelnen Informanten nähert, welche Probleme z. B. des Zugangs zu bedenken sind etc.

Die zweite Phase, die soziale Diagnose, kann man als eine Art zusammenfassender und verdichtender Deutung der gesammelten Befunde bezeichnen. Für Salomon resultiert die Gesamtbeurteilung des Falles nicht einfach aus einer Addition der ermittelten Informationen. „Er [der Sozialarbeiter, d. V.] muss die Beobachtungen über Tatsachen und Symptome und die erhaltenen Aussagen prüfen und vergleichen, bewerten und Schlüsse daraus ziehen. Erst dadurch kann er ein möglichst genaues, zutreffendes Gesamtbild der sozialen Schwierigkeiten eines Menschen und seiner Familie herstellen, das ihm ermöglicht, einen Plan für die Abhilfe zu fassen. Das ist die soziale Diagnose“ (Salomon 1928, S. 26 f.).

Zur dritten Phase, der Behandlung, ist festzuhalten, dass die Anmerkungen der verschiedenen Konzepte im Vergleich zur Anamnese und Diagnose zumeist seltsam technikarm bleiben. Im Kern lassen sich die Instrumente der Behandlung auf zwei Elemente reduzieren: die helfende Beziehung und in ihr das Gespräch. In einigen Ansätzen lässt sich die Trennung zwischen direkter und indirekter Behandlung sowie der Erschließung von Hilfsquellen finden (vgl. Hollis 1977). Direkte Behandlung meint dabei die Gespräche und Einwirkungen auf den Klienten, indirekte Behandlung hingegen meint Gespräche und Einwirkungen auf andere Personen, z. B. Familienmitglieder, Arbeitgeber, Lehrer etc. Die Erschließung von Hilfsquellen bezieht sich schließlich auf die Kenntnis des Sozialarbeiters hinsichtlich externer Hilfsmöglichkeiten wie z. B. materieller Leistungen.

Mit dieser Phasierung des Hilfeprozesses gab die Einzel(fall)hilfe den praktizierenden Sozialarbeitern einen – wenn auch manchmal vagen – Wegweiser an die Hand, der sie im Dschungel des Hilfealltags anleiten sollte. Gleichwohl, so heben alle Konzepte hervor, versteht sich das Phasenmodell nicht als Anleitung zur schematischen Intervention. Kamphuis betont, „dass das Social Casework nicht ein Weg ist, der für jeden gleich ist. Das Fesselnde dieser Methode ist ja – und nun lässt uns das Bild vom Wege im Stich –, dass es wohl eine Anzahl gemeinsamer Ausgangspunkte gibt, dass aber, sowohl durch die Struktur der Arbeit als auch durch das spezielle Problem, vor das der Sozialarbeiter gestellt wird, die in Wirklichkeit anzuwendende Methode jedes Mal hierauf abzustimmen ist“ (Kamphuis 1971, S. 43).

(3) Anleitung bzw. Techniken der Gesprächsführung: Im Rahmen der Behandlung ist das Gespräch das zentrale Instrument der Einwirkung auf Klienten. Diese Zentrierung auf das Gespräch kommt nicht von ungefähr, wird der Wert der persönlichen, helfenden Beziehung zwischen Sozialarbeiter und

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

Klient doch von allen Ansätzen der Einzelhilfe gleichermaßen betont. In mehr oder minder starkem Maße setzen sich deshalb alle Veröffentlichungen mit der Frage auseinander, wie ein Gespräch ziel- und erfolgsorientiert zu gestalten ist. Einige Werke widmen sich sogar ausschließlich dieser Fragestellung wie etwa Lattkes „Das helfende Gespräch“ (1969) oder Ruth Bangs zweibändige Anleitung „Das gezielte Gespräch“ (1968, 1969). Der Inhalt dieser Werke kann hier im Einzelnen nicht wiedergegeben werden, aber sie beschäftigen sich mit Fragen wie Formen der Gesprächsführung, Bedeutung und Techniken des Fragens, nonverbaler Unterstützung von Aussagen, Elementen der atmosphärischen Gestaltung einer Gesprächssituation, Anleitungen zum Zuhören und Beobachten während des Gesprächs etc.

(e) *Einschätzung und Diskussion:* Die Einzel(fall)hilfe war die erste und wohl weit verbreitetste der klassischen Methoden. Dies allein ist noch kein Qualitätsmerkmal. Ihre Bedeutung lag vor allem in zwei Punkten:

Zum einen setzte die Soziale Einzelhilfe an die Stelle des rein intuitiven Vorgehens die Idee einer strukturierten, planbaren und wissensbasierten Intervention, die damit zugleich einer Kontrolle ihrer Effektivität zugänglich gemacht werden kann. Handeln in der Sozialen Arbeit wurde begründungsbedürftig. Zugleich konnte die Praxis Sozialer Arbeit sich von einem reinen Erfahrungsbezug lösen und sich einer sukzessiven Vermehrung ihres Handlungswissens zuwenden. Erfahrung, so Lattke, sei zwar wichtig, aber „wer sich nur auf seine Erfahrung beruft, dessen Leistungsmöglichkeiten werden ärmlich und spärlicher; denn er bewegt sich in einem Kreise, der wahrscheinlich immer enger wird, weil die ‚schlechten‘ Erfahrungen geflissentlich vergessen werden, nichts daraus gelernt wird, während die ‚guten‘ überschätzt und zur Norm gemacht werden“ (Lattke 1958, S. 78). Neben Erfahrung und Intuition gewinnen so Reflexion und Wissen zunehmend an Bedeutung.

Zum anderen ist die Entwicklung von methodischen Konzepten sozialer Einzel(fall)hilfe ein wesentlicher Markstein in der Professionalisierungsgeschichte der Sozialen Arbeit. Tuggener ist zu folgen, wenn er feststellt: „Das wachsende Berufsbewusstsein der ‚social workers‘ orientierte sich von Anfang an an sozial hoch angesehenen ‚professions‘ wie Arzt und Jurist. Es gehört nun eindeutig zu den Merkmalen einer ‚profession‘, dass sie über eine berufliche Methode verfügt, die durch eine längere und wesentlich theoretisch fundierte Spezialausbildung erworben wird. Die Methode wird zum Aushängeschild einer beruflichen Kompetenz innerhalb eines klar abgegrenzten Arbeitsbereiches. Sie ist eine wesentliche Säule der sozialen Legitimation zur ‚profession‘“ (Tuggener 1971, S. 146)[14]. Genau dies aber beabsichtigte die Methode der sozialen Einzel(fall)hilfe als Erstes innerhalb

14 Ähnlich formuliert Wendt: „Methodische Kompetenz und Verberuflichung gehören zusammen. Solange wenigstens in der Arbeitsgesellschaft einen Beruf haben heißt, für bestimmte Erwerbstätigkeiten qualifiziert zu sein, bedeutet er, über Verfahren zu verfügen, mit denen sich ein Produkt herstellen oder eine Dienstleistung erbringen lässt“ (Wendt 1990 a, S. 235).

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

der Sozialen Arbeit zu leisten, nämlich den Sozialarbeiter als einen „Spezialisten“ auszuweisen, der über ein klar umrissenes Instrumentarium verfügen konnte, das ihn von anderen Professionen unterschied. In diesem Sinne ist die Methode der Sozialen Einzel(fall)hilfe einer der Geburtshelfer zunehmender Verberuflichung[15] der Sozialen Arbeit.

Ob das methodische Instrumentarium allein ausreichte, um den erwünschten Status zu erarbeiten, darf mit Blick auf die Geschichte der Sozialarbeit seit dem Zweiten Weltkrieg vorsichtig bezweifelt werden. So forderte etwa Dora von Caemmerer noch Anfang der 1960er Jahre, mithin mehr als 30 Jahre nach den ersten Ansätzen der sozialen Einzel(fall)hilfe, in einem Vortrag, „dass wir [die Sozialarbeiter, d.V.] uns ein eigenes methodisches Rüstzeug für unsere berufliche Hilfeleistung erarbeiten. Sonst werden wir gegenüber den schon länger vorhandenen menschendienlichen Berufen niemals eine Gleichrangigkeit in der beruflichen Anerkennung erreichen“ (Caemmerer 1965, S. 367). So trug die Entwicklung der Sozialen Einzel(fall)hilfe zwar zur Verberuflichung der Sozialen Arbeit bei, gleichwohl konnte der erhoffte Status einer anerkannten und etwa den Medizinern und Juristen vergleichbaren Profession nicht erreicht werden. Dies mag an den spezifischen Handlungsbedingungen der Sozialen Arbeit liegen, oder aber an der Qualität der Methoden, die nur bedingt das hielten, was sie versprachen.

Tipps zum Weiterlesen

Roberts, R. W./Nee, R. H. (Hrsg.): Konzepte der Sozialen Einzelhilfe. Stand der Entwicklung. Neue Anwendungsformen, Freiburg i.B. ^{2}1977.

Kamphuis, M.: Die persönliche Hilfe in der Sozialarbeit unserer Zeit, Stuttgart ^{4}1973.

Müller, C. W.: Wie Helfen zum Beruf wurde. Bde. 1 und 2, Weinheim/Basel ^{2}1988, ^{2}1992.

15 Vielleicht ist dies ein Grund, warum die wissenschaftliche Beschäftigung mit den Methoden der Sozialen Arbeit bislang eher marginal bleibt. Methoden sind vor allem für die Profession, d. h. verkürzt für die beruflich Tätigen von Interesse, weniger für die wissenschaftliche Disziplin, die sich ihren eigenen (Forschungs-) Methoden widmete.

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

5. Soziale Gruppenarbeit

(a) *Geschichte:* Im Gegensatz zur Sozialen Einzel(fall)hilfe sind die Wurzeln der Sozialen Gruppenarbeit weitaus vielfältiger, entstammen unterschiedlichsten Traditionen. Im Wesentlichen können vier Stränge unterschieden werden:

(1) Die Jugendbewegung: Ihr Beitrag lag vor allem in der „Entdeckung der Gruppe gleichaltriger Jungen als Träger sozialer Selbsterziehung, die durch nur wenige Jahre ältere Gruppenführer angeleitet wurde, die sich nicht als ‚Pädagogen' begriffen, sondern als Organisatoren von Wanderfahrten und Naturerlebnissen" (C. W. Müller 1988, S. 158). Auch wenn im Rahmen der Jugendbewegung noch nicht von einem gezielten pädagogischen Arrangement unter Beteiligung ausgebildeter Gruppenpädagogen die Rede sein kann, so entwickelte sich hier doch ein pädagogisches Verständnis der Gruppe als Sozialisations- und Erziehungsmedium, das sich zudem bis zum heutigen Tag im Selbstverständnis und in der Praxis der Jugendverbände konserviert hat.

(2) Die Reformpädagogik: Im Zusammenhang mit der Jugendbewegung steht die – wenn man so formulieren will – pädagogische (Wieder-) Entdeckung der Gruppe als Erziehungsmedium durch die reformpädagogische Bewegung[1]. Aus dem us-amerikanischen Kontext sind überdies John Dewey und William Kilpatrick einflussreich, die im Rahmen ihres Konzepts der „progressive education", der Gruppenpädagogik eine exponierte Stellung einräumten. Allen diesen Ansätzen liegt die Erkenntnis zugrunde, dass der Gruppe eine zentrale Bedeutung im Rahmen der Erziehung und Sozialisation junger Menschen zu sozial verantwortlichen Staatsbürgern zukommt.

(3) Die Gruppendynamik: Die eng mit dem Namen Kurt Lewin verbundene Gruppendynamik[2] konstituierte sich in den 1930er Jahren als Forschungs-

1 Heinrich Schiller (1963) führt hier beispielsweise Georg Kerschensteiners Idee der Arbeitsschule, Berthold Ottos Gedanke der Gruppenarbeit in der Schule, Peter Petersens „Jena Plan", Hermann Lietz und die Landerziehungsheimbewegung sowie Gustav Wyneckens Prinzip der „Kameradschaftserziehung" an. Allen diesen Ansätzen ist gemeinsam, dass sie – zumeist bezogen auf schulisches Lernen – als Alternative zur etablierten Pädagogik Ansätze entwickeln, in deren Zentrum die Gruppe als Erziehungsmedium besondere Bedeutung gewinnt.

2 Nach Drever/Fröhlich ist Gruppendynamik die „Bezeichnung für eine von K. Lewin begründete Forschungsrichtung im Rahmen der Sozialpsychologie, die die Arten und Formen der Entstehung und der Funktion von sozialen Gruppen unter Einbeziehung der Entstehungsursachen analysiert. Mitinbegriffen sind Untersuchungen über die Möglichkeiten der Einflussnahme oder Veränderung der Gruppenstrukturen und des

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

richtung der Sozialpsychologie, die sich mit der Struktur, der Genese, der Entwicklung und den Besonderheiten von Kleingruppen beschäftigte. Mit den Befunden zur Dynamik von Kleingruppen wurde nun die Gruppe als soziales Gebilde mehr und mehr „durchschaubar" und damit – so zumindest die Hoffnung – auch auf der Basis rationaler Einsichten steuerbar. Insbesondere die Rezeption der Ergebnisse gruppendynamischer Forschung zur Einflussnahme auf Gruppen spielte hier eine besondere Rolle. Bekannt und viel diskutiert sind etwa Lewins Untersuchungen zur Wirkung unterschiedlicher Führungsstile auf die Entwicklung von Gruppen (vgl. C. W. Müller 1965). Diese, durchaus handlungsorientiert verwendbaren Forschungsergebnisse, führten auch zur Entwicklung besonderer Formen der (therapeutischen) Arbeit mit Gruppen wie etwa der T-Gruppe (Trainingsgruppe), der Encounter Gruppe oder der Themenzentrierten Interaktion (vgl. Fatzer/Jansen 1980).

(4) Nachbarschaftsheime/Settlements: Vorformen der sozialen Gruppenarbeit fanden sich im engeren Zusammenhang sozialpädagogischer Traditionen vor allem in den englischen Settlements, in denen Studenten gemeinsam mit den „Nachbarn" neue Formen sozialer Unterstützung erprobten, sowie in den amerikanischen Nachbarschaftshäusern, die initiiert von Jane Addams und in Kenntnis und Anlehnung an die englischen Settlements gegründet wurden (vgl. dazu C. W. Müller 1988).

Ob aus dem Kontext der „Selbsterziehung in der Gruppe", aus dem pädagogischen Feld der Schule oder aus der frühen Praxis der Sozialen Arbeit: Die Bedeutung der Gruppe als Ort und Medium der Erziehung war bereits frühzeitig bekannt und wurde genutzt. Gleichwohl konnte bis in die 1930er Jahre im Feld der Sozialen Arbeit von einer dezidierten Methode der sozialen Gruppenarbeit keine Rede sein. Zwar fanden sich bereits Anfang der 1920er Jahre in Amerika erste Kurse für Gruppenpädagogik[3], die Etablierung der Gruppenarbeit als zweites methodisches Standbein der Sozialen Arbeit traf jedoch auf erhebliche Vorbehalte. „Die auf Casework fixierte Sozialarbeiterschaft blieb der Gruppenmethode gegenüber lange skeptisch. Sie wurde für eine pädagogische Angelegenheit bzw. für eine Sammlung nicht professioneller Verfahren gehalten, einzusetzen etwa in Selbsthilfeinitiativen" (Wendt 1990 a, S. 248)[4]. Erst in den 1930er Jahren konnte sich die

Verhaltens der Gruppe" (Drever/Fröhlich 1970, S. 122). Mucchielli nennt vier Wurzeln der Gruppendynamik: die Hawthorne Untersuchung zur Bedeutung von Gruppenphänomenen am Arbeitsplatz, die Gruppenpsychotherapie, die Soziometrie Morenos und die Kleingruppenforschung Lewins; vgl. dazu auch Hofstätter (1957).

3 Nach Wendt (1990 a) fand der erste Kursus für Gruppenpädagogik im Kontext der Sozialen Arbeit 1923 an der Western Reserve University in Cleveland unter der Leitung von Grace Coyle statt.

4 Die Vorbehalte gründeten sich – folgt man Wendt (1990 a) – nicht zuletzt auch auf der Befürchtung, dass das mit der Einzel(fall)hilfe als spezifischem und professionsoriginärem Instrument gewonnene Profil der Sozialarbeit durch eine Methodendiffusion verloren gehen bzw. beeinträchtigt werden könnte. Ähnlich argumentiert Neuffer: „Gruppenarbeit schien in der Sozialarbeit ein Fremdkörper zu sein. Schließlich war

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

soziale Gruppenarbeit mehr und mehr innerhalb des amerikanischen social work durchsetzen. Maßgeblich beteiligt an dieser Entwicklung waren unter anderem Grace Coyle und Wilbert I. Newstetter (vgl. C. W. Müller 1972).

In Deutschland gewann die soziale Gruppenarbeit erst nach dem Zweiten Weltkrieg an Einfluss und Bedeutung. Insbesondere vor dem Hintergrund der Entnazifizierungs- und der Demokratisierungsbestrebungen wurde die Gruppenarbeit, deren normative Ausprägung in der amerikanischen Variante zweifellos in den politischen Traditionen der amerikanischen Gesellschaft wurzelte, als geeignetes Instrument rezipiert. Neben dem 1946 gegründeten *Jugendhof Vlotho*, sowie dem 1948 folgenden *Haus am Rupenhorn* in Berlin, deren Aufgabe vorrangig in der Ausbildung von JugendgruppenleiterInnen lag, war es vor allem das 1949 gegründete *Haus Schwalbach*, das die Etablierung der Gruppenarbeit als methodisches Instrument der Sozialen Arbeit in Deutschland durch ihre Aktivitäten und Publikationen[5] vorantrieben.

Im Gefolge der Kritik der klassischen Methoden Sozialer Arbeit verlor die Soziale Gruppenarbeit als geschlossenes methodisches Konzept in ihrer ursprünglichen Variante ab den 1970er Jahren an Bedeutung. Während einerseits gruppendynamische Erkenntnisse und Techniken der Arbeit mit Gruppen in Ausbildung und Praxis bedeutsam blieben, traten an die Stelle der sozialen Gruppenarbeit mehr und mehr Adaptionen aus dem Bereich der Gruppendynamik und der Gruppentherapie, wie z. B. die bereits oben genannten Encountergruppen, Trainingsgruppen und TZI-Gruppen (vgl. Schmidt-Grunert 1997).

(b) *Begriff:* Nicht zuletzt aufgrund der oben skizzierten unterschiedlichen Wurzeln, von der Jugendarbeit über die Schulpädagogik bis hin zu Praxistradition der Sozialen Arbeit im engeren Sinne fällt eine trennscharfe Definition des Begriffs soziale Gruppenarbeit schwer. Innerhalb des Begriffsfeldes der Sozialen Arbeit mit Gruppen finden sich bis heute unterschiedliche Termini, die z. T. differenzierend, z. T. synonym verwendet werden – wobei die Verwendung der Begriffe, um das Ganze nicht zu überschaubar werden[6] zu lassen, z. T. von AutorIn zu AutorIn durchaus differieren kann.

Schon 1959 musste sich Magda Kelber, lange Jahre Leiterin des Hauses Schwalbach, mit dieser Begriffsvielfalt beschäftigen. Sie unterschied die Begriffe Gruppenunterricht, Gruppenarbeit, Gruppentherapie, Gruppenpflege und Gruppenpädagogik. Gruppenarbeit bezeichnet nach ihrem Verständnis „ein Arbeitsverfahren, bei dem eine größere Gruppe in kleinere Gruppen aufgeteilt wird, die sich konkurrierend oder arbeitsteilig mit Teilaufga-

Sozialarbeit aus den karitativen Organisationen erwachsen, deren Tätigkeit auf persönlicher Beziehung zwischen Helfenden und dem Hilfebedürftigen beruhte“ (Neuffer 1994, S. 143).

5 Vgl. zur Publikationstätigkeit Haus Schwalbach (1959, 1965); Schiller (1963).

6 Schmidt-Grunert konstatiert in diesem Sinne „eine gewisse Ratlosigkeit in der Frage der Zuordnung und Systematik unterschiedlicher Arbeitsformen mit Gruppen“ (Schmidt-Grunert 1997, S. 56).

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

ben befassen“ (Kelber 1959, S. 21). Gruppenunterricht bezieht sich ebenfalls auf diese innere Kleingruppendifferenzierung einer größeren Einheit, allerdings beschränkt auf den Kontext Schule. Gruppentherapie versteht Kelber als gruppenförmiges Heilverfahren durch Psychotherapeuten, Gruppenpflege hingegen bezieht sich auf die leistungsorientierte und -fördernde Gestaltung von Gruppen, z. B. im Wirtschaftsleben. „Um Gruppenpädagogik beginnt es sich erst dann zu handeln, wenn neben und über der Leistung, die wir anstreben, die Entfaltung des einzelnen Gliedes der Gruppe und seine Einbeziehung in die Gesellschaft als Aufgabe der Verantwortlichen gesehen wird“ (ebd., S. 21).

Irritierend ist auf den ersten Blick, dass in diesem frühen Definitionsversuch der 1950er Jahre der Begriff soziale Gruppenarbeit als wörtliche Übersetzung des amerikanischen Begriffs „social group work“ gar nicht auftaucht. Dies bedeutet allerdings nicht, dass Kelber sich hier bewusst von den amerikanischen Ansätzen abgrenzen will. Wenige Jahre später formuliert sie: „Als wir in den fünfziger Jahren begannen, das Wort ‚Gruppenpädagogik‘ an die Stelle des Ausdrucks ‚Gruppenarbeit‘ zu setzen, entsprang dies dem Bedürfnis, das, was wir von amerikanischen Kollegen aus der dortigen Literatur als *social group work* kennen gelernt hatten, durch eine Bezeichnung zu verdeutlichen, die mehr zum Inhalt haben sollte, als dass man irgendwie mit Gruppen arbeitete. Es sollte damit gesagt werden, dass es sich hier um bewusst pädagogisch ausgerichtete Arbeit in und mit Gruppen handelt, die auf bestimmten Grundsätzen beruht und sich bestimmter Arbeitsweisen bedient“ (Kelber 1965 a, S. 1).

Trotz dieser scheinbaren Gleichsetzung von Gruppenpädagogik und sozialer Gruppenarbeit nimmt Kelber im gleichen Aufsatz eine weitere Differenzierung vor: „Innerhalb der Sozialarbeit wird anstatt von ‚Gruppenpädagogik‘ häufig von ‚sozialer Gruppenarbeit‘ gesprochen, so etwa im schweizerischen fachlichen Sprachgebrauch. Wenn sich damit eine Tendenz andeutet, dadurch die Arbeit mit den Menschen zu bezeichnen, die mit besonderen Schwierigkeiten körperlicher, seelischer oder sozialer Art zu kämpfen haben – wie beispielsweise junge Menschen in der Bewährungshilfe, im Erziehungsheim, Körperversehrte, Spastiker, Gehörlose –, so scheint uns dies eine sinnvolle Differenzierung“ (ebd., S. 3). Soziale Gruppenarbeit ist als differenzierender Begriff demnach nur dann sinnvoll, wenn er sich auf ein spezifisches Einsatzfeld und eine spezifische Zielgruppe bezieht, nämlich die Fürsorge für – modern gesprochen – Benachteiligte (vgl. ähnlich auch Schmidt-Grunert 1997).

In diesen – z. T. sicherlich bemühten und konstruiert wirkenden – Annäherungsversuchen an eine möglichst differenzierende Begriffsbildung und -verwendung, drücken sich, so könnte man als These formulieren, die unterschiedlichen historischen Wurzeln und Anwendungsfelder gruppenorientierter Methoden aus. An einem zeitgenössischen Beispiel gesprochen: Gruppenpädagogik findet sowohl in der Jugendpflege, z. B. in Jugendheimen und Jugendverbandsgruppen, als auch – in der damaligen Terminolo-

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

gie gesprochen – in der Jugendfürsorge, der Sozialen Arbeit mit gefährdeten, benachteiligten, vernachlässigten Kindern und Jugendlichen ihren Ort. Der Versuch, die Differenzierung zwischen diesen Feldern auch definitorisch abzusichern korrespondiert mit dem Unbehagen, diese Unterscheidung im methodischen Bereich aufzugeben.

Die Gemeinsamkeit, z. B. in Bezug auf grundlegendes Wissen über Gruppenstrukturen, Rollen innerhalb von Gruppen, Gruppenleitung, Techniken etc. wird bei Kelber in dem Oberbegriff Gruppenpädagogik aufgehoben, deren Teilbereich die soziale Gruppenarbeit mit benachteiligten Personengruppen ist. Vor diesem Hintergrund macht es Sinn, sich einige Definitionen von sozialer Gruppenarbeit anzuschauen.

Definitionen

„Gruppenarbeit wird hier gesehen und beschrieben als eine der drei Methoden der Sozialarbeit. Durch sie will ein dafür besonders ausgebildeter Gruppenleiter die Menschen in der Gruppe dazu bereit und fähig werden lassen, als ganze Menschen sich zu entwickeln, zu wachsen und reifen. Dabei spielen die Beziehungen eine ausschlaggebende Rolle, die die Mitglieder zueinander, zum Leiter und zu anderen Gruppen haben. Von wesentlicher Bedeutung ist jedoch außerdem die Begegnung und Auseinandersetzung mit einem sachlichen Programm“ (Lattke 1962, S. 121).

„Gruppenarbeit kann als ein Erziehungsprozess bezeichnet werden, der 1. die Entwicklung und die soziale Anpassung eines Einzelnen durch freiwillige Gruppenmitgliedschaft betont und der 2. diese Mitgliedschaft als ein Mittel zur Beförderung anderer, gesellschaftlich wünschenswerter Ziele benutzt“ (Newstetter u. a. 1970, S. 86).

„Die Gruppenpädagogik ist eine Methode, die bewusst die kleine überschaubare Gruppe als Mittelpunkt und Mitte der Erziehung einsetzt, und zwar beruht die pädagogische Hilfestellung auf einer Durchleuchtung und bewussten Beeinflussung des Gruppenprozesses“ (Kelber 1965a, S. 4).

„Soziale Gruppenarbeit als Methode ist das bewusste Hantieren mit Beziehungen innerhalb einer Gruppe, ihren Mitgliedern, ihrer Situation in der Art, dass in der Gruppe, ihren Mitgliedern und ihrer Situation Kräfte entwickelt werden, die der weiteren Entfaltung der Zugehörigen zu dieser Gruppe dienstbar sind. Der ‚Groupworker‘ ist dann derjenige, der die Fähigkeit besitzt, diese Beziehungen bewusst zu handhaben“ (Knippenkötter 1972, S. 10).

„Gruppenarbeit ist ein Verfahren, mit dem Individuen innerhalb und durch kleine Primärgruppen geholfen werden soll, sich in wünschenswerter Richtung zu verändern. Dieses Verfahren erkennt die Kraft sozialer Kräfte an, die innerhalb kleiner Gruppen entstehen und versucht, diese Kräfte im Interesse der Veränderung von Klienten in Dienst zu nehmen. Die Bildung, Entwicklung und die Prozesse innerhalb der Gruppe werden vom Gruppenpädagogen bewusst und behutsam in Richtung der von ihm definierten Ziele seiner Hilfeleistung beeinflusst“ (Vinter 1970, S. 194 f.).

„Soziale Gruppenarbeit ist eine Methode der Sozialarbeit, die den Einzelnen durch sinnvolle Gruppenerlebnisse hilft, ihre soziale Funktionsfähigkeit zu steigern und

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

ihren persönlichen Problemen, ihren Gruppenproblemen oder den Problemen des öffentlichen Lebens besser gewachsen zu sein“ (Konopka 1971, S. 35).

Trotz auch hier zu konstatierender Differenzen in der Begriffswahl lassen sich den Definitionsversuchen einige Gemeinsamkeiten entnehmen:

- Die *Gruppe ist* nicht Selbstzweck, sondern *zugleich Ort und Medium der Erziehung*. Im Mittelpunkt stehen Wachstum, Reifung, Bildung, Heilung und/oder Eingliederung des Einzelnen. Die Gruppe ist in diesem Verständnis Instrument pädagogischer Einflussnahme.

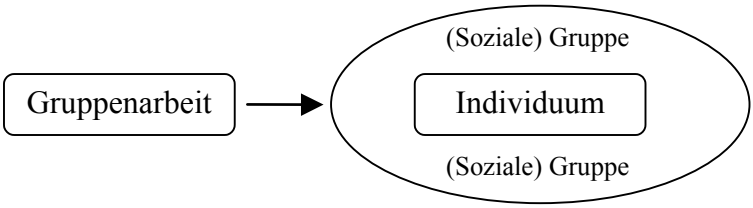

Abbildung 5: Gruppenarbeit

- Von sozialer Gruppenarbeit kann erst dann die Rede sein, wenn ein in Gruppenpädagogik geschulter *Experte als Leiter der Gruppe* fungiert. Umgekehrt bedeutet dies, dass etwa eine Selbsthilfegruppe, in der sich Betroffene gleichberechtigt engagieren, um gemeinsam über ihre Probleme zu reden, im Sinne der obigen Definitionen noch keine soziale Gruppenarbeit konstituieren würde. Erst durch Schulung ist eine GruppenleiterIn in der Lage, sensibilisiert und technisch geschult, gezielt den Gruppenprozess im Interesse einer übergreifenden Zielsetzung zu beeinflussen.
- Die Zielsetzung orientiert sich – wie schon bei der Einzelfallhilfe – insbesondere bei den amerikanischen Autoren explizit an (re-)integrativen Bestrebungen: es geht um soziale Anpassung (Newstetter) oder *Steigerung der sozialen Funktionsfähigkeit* (Konopka).

Insbesondere die amerikanischen Ansätze, so z. B. der auch in Deutschland sehr erfolgreiche und viel rezipierte Ansatz von Gisela Konopka, sind in weiten Teilen schon durch ein therapeutisches Verständnis sozialer Gruppenarbeit[7] gekennzeichnet. Dass spätestens in den 1970er Jahren die Ansätze sozialer Gruppenarbeit weitgehend durch gruppendynamische und gruppentherapeutische Methoden[8] abgelöst wurden, war so nur folgerichtig.

7 So merkt Wendt zum Ansatz von Konopka an: „Die Gruppe dient demnach als methodisches Mittel, um in therapeutischer oder sozialhistorischer Hinsicht Einzelnen zu helfen.“ (Wendt 1990 a, S. 248) Nach C. W. Müller (1996 a) ist der Übergang von einer eher freizeitpädagogischen zu einer therapeutischen Orientierung der sozialen Gruppenarbeit der Integration in das Methodenarsenal professioneller Sozialarbeit geschuldet.

8 Seit den 1970erJahren ist somit ein weiteres, allerdings nicht nur terminologisches Problem zu konstatieren, dass nämlich die Unterscheidung zwischen Gruppenpädagogik respektive sozialer Gruppenarbeit einerseits und Gruppendynamik bzw. Gruppentherapie andererseits mehr und mehr zerfließen. So versteht etwa Giere Gruppendy-

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

(c) *Elemente der sozialen Gruppenarbeit:* Es lassen sich verschiedene Versatzstücke identifizieren, die für dieses Spektrum der klassischen Methoden konstitutiv sind. Dazu gehören neben ethischen Prinzipien[9]: (1) Wissensbestände aus der Kleingruppenforschung, (2) handlungsleitende Prinzipien, (3) Phasierungen des Hilfeprozesses, (4) Rolle und Verhalten des Gruppenpädagogen und (5) Verfahren/Techniken der Einflussnahme auf das Gruppengeschehen.

(1) Wissensbestände aus der Kleingruppenforschung: Zum basalen Handwerkszeug der GruppenarbeiterIn gehört ein breites Wissen um die Ergebnisse der Kleingruppenforschung, so z. B. zu Entwicklungsphasen und Strukturierung von Kleingruppen[10] (Untergruppen, Positionen und Rollen innerhalb von Gruppen, Außenseiter etc.). Konopka fasst diesen Wissenskomplex wie folgt zusammen: „Der Gruppenarbeiter muss die Gruppenbildung verstehen. Er muss die Notwendigkeit der Untergruppen begreifen und ihre Stellung zur Gesamtgruppe richtig beurteilen. Er muss über die Stellungen der Mitglieder als Isolierte, Führer oder Mitglieder von Untergruppen Bescheid wissen, denn die Rolle eines jeden Mitglieds hängt ab von den Erwartungen der Gruppe, ihren Wertmaßstäben und ihren Normen. Er muss die Bindung als lebenswichtig für jede Gruppe erkennen und wissen, dass der Grad der Bindung in innerer Beziehung steht zum Gruppenleben und zum Gruppenziel. Und er muss wissen, dass eine spezifische Funktion der Gruppe darin besteht, Konflikte zu lösen und Entscheidungen zu treffen, was wiederum einen starken Einfluss auf die individuelle Entwicklung ausübt“ (Konopka 1971, S. 77).

(2) Handlungsleitende Prinzipien: Ebenso wie im amerikanischen social group work (vgl. Lattke 1962, S. 122 f.) wurden auch in der westdeutschen Gruppenarbeit grundlegende Prinzipien der Gruppenpädagogik entwickelt, die zu verstehen sind als verdichtete und auf die spezifischen Bedingungen der Arbeit mit Gruppen übertragene pädagogische Leitlinien, die sich zumindest aus zwei Quellen speisen: zum einen dem Wissen um Bedeutung, Entwicklung und Struktur von und Einflussmöglichkeiten auf Kleingruppen und zum anderen den ethischen Wertmaßstäben pädagogisch/sozialarbeiterischen

namik als „die verfeinerte, raffinierte Form von Gruppenpädagogik“ (Giere 1981, S. 189). Geißler/Hege konstatieren: „In der sozialpädagogischen Praxis findet eine Differenzierung von Gruppenpädagogik und Gruppendynamik kaum statt“ (Geißler/Hege 1988, S. 174; vgl. auch Neuffer 1994; Schmidt-Grunert 1997).

9 Da es bei den ethischen Grundlagen zumeist um „Grundwerte der Sozialarbeit“ (Konopka 1971, S. 79) geht, unterscheiden sie sich nicht von jenen der sozialen Einzelfallhilfe. Auf eine gesonderte Thematisierung wird deshalb an dieser Stelle verzichtet und auf die entsprechenden Passagen des vorhergehenden Kapitels verwiesen.

10 Vgl. zu Ergebnissen der Kleingruppenforschung und ihrer Rezeption in der sozialen Gruppenarbeit Konopka (1971); Knippenkötter (1972); Northen (1973); Bernstein/Lowy (1969, 1975); Haus Schwalbach (1959, 1965); Lattke (1962); Schmidt-Grunert (1997).

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

Handelns[11]. Nach Schiller (1963, S. 139 ff.) lassen sich fünf grundlegende Prinzipien der sozialen Gruppenarbeit unterscheiden:

- Individualisieren[12],
- anfangen, wo die Gruppe steht,
- sich entbehrlich machen,
- Hilfen durch Programmgestaltung[13],
- erzieherisch richtige Grenzen setzen[14].

(3) Phasierung des Hilfeprozesses: In der Literatur zur sozialen Gruppenarbeit finden sich zumeist zwei unterschiedliche Modelle (mit unterschiedlichen Ausprägungen) der Phasierung des Hilfeprozesses. Das eine Modell findet seinen Fokus analog zur Einzelfallhilfe in der Orientierung an medizinisch-therapeutischen Ansätzen. So unterscheidet etwa Konopka (1966) zwischen Faktenermittlung, Diagnose und Behandlung[15]. Die zweite Gruppe an Phasierungsvorschlägen orientiert sich an den unterschiedlichen, in der Kleingruppenforschung ermittelten Entwicklungsphasen von Gruppen. So müssen nach Bernstein/Lowy (1969, S. 96 ff.) die Interventionen des Gruppenpädagogen auf die fünf Stufen der Gruppenentwicklung abgestimmt sein: Voranschluss oder Orientierung; Machtkampf und Kontrolle; Vertrautheit oder Intimität; Differenzierung und Trennung oder Ablösung.

11 Vgl. zur Kritik dieser Prinzipien Schmidt-Grunert (1997, S. 69 ff.).

12 Das heißt, die Gruppe sollte nicht als Kollektiv betrachtet werden, dessen Mitglieder alle gleiche Bedürfnisse haben und folglich gleich behandelt werden müssten. Hier kommt zum Ausdruck, dass in der Gruppenarbeit die Förderung und Entwicklung des Einzelnen im Mittelpunkt steht. Folglich muss der Gruppenleiter lernen, „die Gesamtgruppe wie auch die einzelnen Mitglieder im Auge zu behalten“ (Kelber 1965 a, S. 7).

13 Neben der Gestaltung von Beziehungen innerhalb der Gruppe, zwischen Gruppe und Leitung sowie zwischen Gruppe und Umwelt ist der gezielte Einsatz von Programmen, d. h. Inhalten und Themen von Gruppentreffen ein – wenn nicht das – zentrale(s) Instrument der Einflussnahme auf den Gruppenprozess. Lattke unterscheidet in diesem Sinne zwischen sozialem und sachlichem Material. Programm ist demnach „das gesamte sachliche ‚Material‘, an und mit dem die Gruppe die Erfahrungen macht, im Unterschied zum sozusagen ‚sozialen Material‘, dem Leiter, den Mitgliedern und deren Beziehungen zueinander“ (Lattke 1962, S. 149). Demnach kann man als Programm alles das verstehen, was eine Gruppe innerhalb ihrer Treffen zum Gegenstand macht, z. B.: Spiele, Diskussionen, Bastelarbeiten, Rollenspiele, Auseinandersetzung mit Medien etc.

14 Die Anzahl der leitenden Prinzipien differiert zwischen einzelnen AutorInnen, ja selbst zwischen unterschiedlichen Schriften der gleichen AutorInnen. So unterscheidet Konopka einmal zehn Prinzipien (1966, S. 151 ff.), ein anderes Mal 14 Prinzipien (1971, S. 169 ff.). Kelber (1965 a) führt acht pädagogische Grundsätze an, die aber in der Sekundärliteratur zumeist auf die von Schiller zitierten fünf handlungsleitenden Prinzipien reduziert werden. Diese zum Teil erheblichen Differenzen sind vorrangig quantitativer Natur, da die inhaltliche Substanz sich nur in geringem Maße unterscheidet. Die Essenz der Prinzipien bleibt bei allen AutorInnen ein Substrat aus gesellschaftlich akzeptierten Wertorientierungen, Erkenntnissen der Kleingruppenforschungen und Alltagsweisheiten.

15 Lattke (1962, S. 30 f.) differenziert nicht weniger als 11 methodische Schritte, die aber im Kern nicht über das Phasenmodell von Anamnese, Diagnose und Behandlung hinausgehen.

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

Aus dem Charakter jeder dieser Phasen resultieren unterschiedliche Anforderungen an Analysefähigkeit, Kommunikationsverhalten und Programmgestaltung des Gruppenpädagogen.

(4) Rolle und Vorgehensweise des Gruppenpädagogen: Wie schon in den Definitionen deutlich wurde, ist die Teilnahme und Teilhabe eines geschulten Gruppenarbeiters konstitutiv für die soziale Gruppenarbeit. Zwar hat jede Gruppe einen Leiter, jedoch ist der „natürliche Führer" nicht mit dem geschulten Gruppenpädagogen zu vergleichen. Nach Schiller „besteht der Unterschied zwischen dem gruppeneigenen Führer und dem Gruppenpädagogen in Folgendem: Der eine handelt vorwiegend aus einer intuitiven, sich seiner Handlungen kaum bewussten Aktivität, während der andere, mit pädagogisch-psychologischem Wissen ausgerüstet, in geübter Selbstkontrolle eine berufliche Hilfeleistung zu erfüllen hat" (Schiller 1963, S. 122)[16]. Eine besondere Bedeutung wird in der Fachdiskussion der 1950er und 1960er Jahre z. B. der Frage des Führungsstils des Gruppenleiters eingeräumt. Unter Bezugnahme auf die entsprechenden Untersuchungen Lewins und seiner Mitarbeiter werden die Auswirkungen zwischen autokratischen, demokratischen und „laissez-faire" Leitungsstilen diskutiert (vgl. C. W. Müller 1965; Knippenkötter 1972). Der Gruppenpädagoge als strategisches Zentrum der Einwirkung auf und Veränderung von Individuen sollte so in die Lage versetzt werden, die Gestaltung seines Stils, verstanden als Gesamtprofil seines verbalen und nonverbalen Kommunikations- und Verhaltensrepertoires, bewusst zu reflektieren und zu gestalten. Implizit ging es auch um die Überwindung eines traditionell in Deutschland weit verbreiteten autokratischen Leitungsstils.

(5) Techniken und Verfahrensweisen: Innerhalb der Gruppenpädagogik wurden, z. T. in direktem Rückgriff auf gruppendynamische Verfahren, eine Vielzahl von Hilfsmitteln und Techniken entwickelt, importiert und publik gemacht, die den Gruppenpädagogen in den verschiedensten Aspekten und Phasen seiner Tätigkeit unterstützen sollen. Einige Beispiele (vgl. Haus Schwalbach 1959, 1965; Knippenkötter 1972):

- Soziometrische Verfahren (Moreno) zur Analyse von Interaktionsstrukturen innerhalb einer Kleingruppe;
- Techniken der Gesprächsmotivierung und -strukturierung sowie der Gesprächsleitung in Gruppen wie etwa Brainstorming, Kleingruppenarbeit (z. B. Methode 66/Buzz), Referate, Podiumsgespräche, Sachverständigenbefragung;
- Techniken der Selbst- und Fremdwahrnehmung innerhalb von Kleingruppen wie z. B. das Rollenspiel;

16 In diesem Sinne definiert Schiller die Rolle des Gruppenpädagogen im Anschluss an die „American Association of Groupworkers": „Der Gruppenpädagoge befähigt verschiedene Arten von Gruppen dergestalt, dass sowohl der Gruppenprozess als auch das Gruppenprogramm zur Entwicklung des einzelnen beitragen und gleichzeitig wünschenswerte soziale Ziele angestrebt und erreicht werden" (Schiller 1963, S. 19).

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

- Spielesammlungen (z. B. Interaktionsspiele), sowie Anregungen im musischen und gestalterischen Bereich als Unterstützung im Hinblick auf die Programmgestaltung in Gruppen (vgl. Kelber 1965 b);
- Entwicklung von Merkblättern zur Vorbereitung von Programmen und Diskussionen sowie Anleitungen zur Dokumentation von Entwicklungen innerhalb der Kleingruppe.

(d) *Einschätzung und Diskussion:* Die Integration der sozialen Gruppenarbeit in das Methodenrepertoire brachte der Sozialen Arbeit eine – gemessen an der wachsenden Vielfalt der Arbeitsfelder und Einsatzgebiete – notwendige Erweiterung des Handlungsspektrums der sozialen Fachkräfte mit sich. Praktisch griff die Soziale Arbeit mit der sozialen Gruppenarbeit allerdings eine Entwicklung auf, die sich in den Institutionen und Einrichtungen schon von Beginn an etabliert hatte, ohne allerdings als reflektierte und gelehrte Interventionsform in den Kanon des professionellen Handlungsrepertoires Eingang gefunden zu haben.

War die klassische Sozialarbeit und mit ihr die Methode der Einzelfallhilfe ausschließlich an der Fürsorge für hilfsbedürftige Individuen orientiert, ihre (Re-)Integration in gesellschaftlich akzeptierte Normalitätsmuster, so öffnete sich mit der Gruppenpädagogik und ihren traditionellen Einsatzfeldern in der Freizeitpädagogik, Erwachsenenbildung und Jugendpflege ein neues Spektrum an Tätigkeiten, die nicht umstandslos dem fürsorgerischen Selbstverständnis und Paradigma unterzuordnen waren. Hier mag auch der Grund dafür gelegen haben, dass die Integration der sozialen Gruppenarbeit in den akzeptierten Kanon professioneller Handlungsmodi der Sozialen Arbeit nicht konfliktlos verlief und erst in den 1950er Jahren vollzogen wurde. Folgt man C. W. Müllers (1996 a) Hinweis, dass sich die Gruppenpädagogen in den USA erst 1946 der „National Conference of Social Work" zuordneten, so deutet dies darauf hin, dass die Vorbehalte durchaus auf beiden Seiten vorhanden waren: Sahen die SozialarbeiterInnen die Gefahr eines Rückschritts auf ihrem mühsamen Weg der Professionalisierung, den sie durch die Etablierung einer originären Methode zu beschreiten gehofft hatten, kann andererseits hypothetisch vermutet werden, dass Teile der GruppenpädagogInnen eine Annäherung an fürsorgerische Interventionsformen befürchteten.

Und in der Tat kann die Therapeutisierung der Konzepte sozialer Gruppenarbeit, wie sie beispielsweise in Form der Ansätze von Gisela Konopka und Helen Northen in den 1960er und 1970er Jahren ihren Weg nach Deutschland fanden, auch als Konzession an die Integration in den Methodenkanon der Sozialen Arbeit interpretiert werden (vgl. C. W. Müller 1996 a). Die Spannbreite zwischen einer zwar auch am Wachstum des Einzelnen interessierten, gleichwohl nicht defizitorientierten pädagogischen Arbeit mit Gruppen im Kontext von Jugendarbeit, Freizeitpädagogik, Erwachsenenbildung und Stadtteilarbeit auf der einen Seite, und einer explizit „heilenden", fürsorgerischen Hilfe für benachteiligte, desintegrierte, hilfsbedürftige Individuen,

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

im Rahmen derer die Gruppe zum Ort und Medium der Hilfe und Unterstützung wird, auf der anderen Seite, kennzeichnet bis zum heutigen Tag das Verständnis von Gruppenarbeit.

Auch aktuell ist deshalb keineswegs sicher, dass zwei SozialarbeiterInnen, die ihren methodischen Ansatz als „soziale Gruppenarbeit" bezeichnen, auch dasselbe meinen. An einem Beispiel demonstriert: Die Unterschiede zwischen der Gruppenarbeit in einem Jugendverband oder einem Stadtteilzentrum einerseits und der sozialpädagogischen Arbeit mit einer Gruppe straffälliger Jugendlicher oder Drogenabhängiger andererseits können, was Konzept, Methode und Techniken betrifft, durchaus erheblich sein, die Gruppenleiter werden wohl trotzdem in allen Fällen von „Gruppenarbeit", „sozialer Gruppenarbeit" oder „Gruppenpädagogik" sprechen, um das methodisch spezifische ihrer Arbeit zu kennzeichnen.

Die Methodenkonzepte der „sozialen Gruppenarbeit" der 1960er und 1970er Jahre, wie sie etwa von Konopka vorgelegt wurden, erkauften sich ihre Integration in den Methodenkanon der Sozialen Arbeit durch eine medizinisch-therapeutisch-fürsorgerische (Neu-)Akzentuierung und damit einer Annäherung an die Zielsetzung und Legitimierung der Sozialen Einzel(fall)hilfe. Sie „erkaufte" sich damit aber nicht nur die Behaglichkeit eines (neuen) professionellen Wohnsitzes, sondern zugleich auch die Kritik an individualisierenden Hilfekonzepten, auf die an späterer Stelle noch näher einzugehen sein wird (vgl. Kapitel 7).

Tipps zum Weiterlesen

Haus Schwalbach: Neue Auswahl aus den Schwalbacher Blättern. Beiträge zur Gruppenpädagogik, Wiesbaden 1965.

Konopka, G.: Soziale Gruppenarbeit: ein helfender Prozess, Weinheim/Berlin/ Basel ^{5}1971.

Lattke, H.: Sozialpädagogische Gruppenarbeit, Freiburg i.B. 1962.

Schmidt-Grunert, M.: Soziale Arbeit mit Gruppen. Eine Einführung, Freiburg i.B. 1997.

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

6. Gemeinwesenarbeit

(a) *Geschichte*: Wie schon im Falle der Einzelfallhilfe und der sozialen Gruppenarbeit, so ist auch im Hinblick auf die Gemeinwesenarbeit festzustellen, dass es eine entsprechende Praxis schon vor der expliziten Formulierung von Konzepten der Gemeinwesenarbeit gab. Auch im Falle der Gemeinwesenarbeit sind hier vorrangig die Settlements und ihre amerikanischen Varianten zu nennen (vgl. dazu C. W. Müller 1988, 1996 b; Mohrlok et al. 1993), die versuchten, stadtteil- bzw. sozialraumorientierte Hilfesettings zu installieren, in dessen Kontext Betroffene und Helfer gemeinsam an einer auch sozialpolitisch und infrastrukturell orientierten Lösung von Versorgungsproblemen arbeiteten. Der Fokus der Hilfeleistung ist dabei die Verbesserung der Lebenslagen bedrohter Individuen, das Medium dieser Verbesserung ist allerdings nicht primär das Individuum selbst im Rahmen einer helfenden Beziehung, sondern die Veränderung der Strukturen des sozialen Nahraums, der sozialen Netzwerke, der materiellen und sozialen Infrastruktur und nicht zuletzt die Förderung der Selbstorganisation.

In Bezug auf die Arbeit im und am Gemeinwesen lassen sich in der amerikanischen Tradition zwei Ansätze unterscheiden. Zum einen die so genannte „community organization", die auf die Verbesserung der Infrastruktur in urbanen Großstadtzentren abzielte. Ihr Anliegen war es, in den durch Einwanderer unterschiedlichster Herkunft geprägten großstädtischen Elendsvierteln, durch gezielte Intervention und Unterstützung Entwicklungen in Gang zu setzen, die die Eingliederung dieser Bevölkerungsgruppen in die amerikanische Gesellschaft beförderten und die „Rekonstruktion heruntergewirtschafteter Massenwohnviertel" (C. W. Müller 1992, S. 105) vorantrieben. Davon abzugrenzen waren jene Wurzeln der Gemeinwesenarbeit, die, jenseits der Großstädte des Ostens, die Besiedlung des Mittleren Westens der USA flankierten und diesen Prozess „erwachsenenpädagogisch" mittels landwirtschaftlicher Hochschulen befördern sollten (community development).

Die Wurzeln der Gemeinwesenarbeit als Methode der Sozialpädagogik liegen vor allem in der community organization, der Arbeit in großstädtischen Elendsquartieren. Trotz dieser vergleichsweise lange zurückreichenden Tradition wurde die Gemeinwesenarbeit auch in den USA und Kanada erst 1963 durch die Konferenz der Fakultäten für Sozialarbeit als spezielle Methode in den Kanon der etablierten Handlungsansätze aufgenommen (vgl. C. W. Müller 1973 a, S. 236).

Über den Begriff der community organization fand diese neue Methode Eingang in die deutsche Methodendiskussion, zunächst – ohne besondere Resonanz – in den 1950er Jahren durch Kraus (1951) unter dem Begriff „Ge-

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

meinschaftshilfe“ und Lattke (1955) unter der Überschrift „Organisation der Wohlfahrtsarbeit in einem Gemeinwesen“. Anders als in anderen Staaten Mitteleuropas, wie z. B. den Niederlanden, blieb diese erste Rezeptionswelle allerdings praktisch weitgehend folgenlos. Mehr noch: C. W. Müller (1973a) resümiert Anfang der 1970er Jahre, dass die Rezeption der Gemeinwesenarbeit in der Bundesrepublik[1] bis zu diesem Zeitpunkt weitgehend literarischer Natur geblieben ist.

Erst Ende der 1960er Jahre ist im Gefolge der Studentenbewegung und der daraus resultierenden Politisierung der Sozialen Arbeit eine verstärkte Rezeption und Erprobung der Gemeinwesenarbeit in der bundesrepublikanischen Sozialarbeit zu konstatieren. Bezeichnenderweise finden zuerst die wohlfahrtsstaatlichen und integrativen Konzepte von Murray G. Ross (1968) und Boer/Utermann (1970) ihren Weg in die Ausbildungsstätten und Praxiseinrichtungen[2]. Mehr und mehr gerieten aber in der Folgezeit auch jene konfliktorientierten und aggressiven Ansätze der Gemeinwesenarbeit ins Blick- und Praxisfeld, die im Sinne einer parteinehmenden Praxis der (Selbst-) Organisation von Randgruppen, den politischen Intentionen der rebellischen SozialarbeiterInnengeneration weit eher entsprach.

Obwohl die Gemeinwesenarbeit durch die Methodenkritik der 1960er und 1970er Jahre weit weniger in ihrem Mark getroffen wurde als die Einzelfallhilfe und die Gruppenarbeit, konnte sie den Elan der stürmischen Jahre ihrer Hochkonjunktur nur bedingt in die 1980er Jahre retten. Im Gefolge der abflauenden sozialstaatlichen Ausbau- und Reformära ging man auch in der z. T. (politisch) euphorisch geführten Fachdiskussion zur pragmatischen Tagesordnung über.

(b) *Begriff*: Da unter „Gemeinwesenarbeit“ unterschiedliche Konzepte subsumiert werden, existiert keine allgemein gültige Definition.

Definitionen

„Community organization for social welfare gilt als eine der ‚grundlegenden Methoden‘ der Sozialen Arbeit. In der einfachsten Form wird sie praktiziert, wenn eine Gruppe von Bürgern einer Stadt sich zusammentut, um in planmäßiger Weise ein gemeinsames Bedürfnis zu befriedigen. Als berufsmäßig ausgeübte Tätigkeit mit erprobten Methoden und anerkannten, lehrbaren Fertigkeiten aber ist commu-

1 An anderer Stelle spricht C. W. Müller von einer „unsicher tastenden Rezeption von Gemeinwesenarbeit in den 60er Jahren in der Bundesrepublik Deutschland“ (C. W. Müller 1992, S. 104).

2 Nach einer äußerst harschen Kritik an der Konfliktscheu des Ansatzes von Murray Ross resümiert C. W. Müller in an Deutlichkeit kaum zu überbietender Art und Weise Anfang der 1970er Jahre: „Das ganze Elend der gegenwärtigen bundesrepublikanischen Rezeption von Gemeinwesenarbeit kann erst der ermessen, der begreift, dass das Buch von Murray Ross kein besonders schlechtes, sondern eher das ‚beste‘ Buch ist, das in diesem Zusammenhang auf dem BRD-Markt erschien. Wesentlich schlimmer – aber eher lächerlich, denn folgenreich – ist die Arbeit von Jo Boer, deren Übersetzung Kurt Utermann besorgte.“ (C. W. Müller 1973 a, S. 234)

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

nity organization der Prozess, durch den Hilfsquellen und Bedürfnisse der sozialen Wohlfahrt innerhalb eines geographisch oder inhaltlich begrenzten Arbeitsfeldes immer wirksamer aufeinander abgestimmt werden“ (Lattke 1955, S. 29).

„Der Begriff Gemeinwesenarbeit … bezeichnet einen Prozess, in dessen Verlauf ein Gemeinwesen seine Bedürfnisse und Ziele feststellt, sie ordnet oder in eine Rangfolge bringt, Vertrauen und den Willen entwickelt, etwas dafür zu tun, innere und äußere Quellen mobilisiert, um die Bedürfnisse zu befriedigen, dass es also in dieser Richtung aktiv wird und dadurch die Haltung von Kooperation und Zusammenarbeit und ihr tätiges Praktizieren fördert“ (Ross 1968, S. 58).

„Gemeinwesenarbeit ist eine Methode, die einen Komplex von Initiativen auslöst, durch die die Bevölkerung einer räumlichen Einheit gemeinsame Probleme erkennt, alte Ohnmachtserfahrungen überwindet und eigene Kräfte entwickelt, um sich zu solidarisieren und Betroffenheit konstruktiv anzugehen. Menschen lernen dabei, persönliche Defizite aufzuarbeiten und individuelle Stabilität zu entwickeln und arbeiten gleichzeitig an der Beseitigung akuter Notstände (kurzfristig) und an der Beseitigung von Ursachen von Benachteiligung und Unterdrückung“ (Karas/Hinte 1978, S. 30 f.).

Gemeinwesenarbeit ist „die zusammenfassende Bezeichnung verschiedener, vor allem nationaler und im Laufe der Entwicklung der letzten Jahrzehnte unterschiedlicher Arbeitsformen, die auf die Verbesserung der soziokulturellen Umgebung als problematisch definierter, territorial oder funktional abgegrenzter Bevölkerungsgruppen (Gemeinwesen) gerichtet ist. Diese Verbesserung soll in methodischer Weise unter fachkundiger Begleitung durch theoretisch und praktisch ausgebildete Sozialarbeiter und unter aktiver Teilnahme der (entsprechenden) Bevölkerung(sgruppe) durchgeführt werden. Es geht hierbei um eine Anpassung der Problemgruppe an die Umgebung, um eine Veränderung der (Einstellungen, Verhaltensweisen der) Umgebung und um die gemeinsame Erarbeitung von, gemäß den entsprechenden kulturellen Normen, notwendigen Fertigkeiten oder Institutionen“ (Ludes 1977, S. 107).

Als kennzeichnende Aspekte der Gemeinwesenarbeit lassen sich im Anschluss an Oelschlägel (1983, 1992) folgende Merkmale benennen:

- Gemeinwesenarbeit findet den Fokus ihrer Tätigkeit nicht im Individuum bzw. einer Kleingruppe, sondern in einem großflächigeren *sozialen Netzwerk*, das territorial (Stadtteil, Nachbarschaft, Gemeinde, Wohnblock, Straßenzug), kategorial (bestimmte ethnisch, geschlechtsspezifisch, altersbedingt abgrenzbare Bevölkerungsgruppen), und/oder funktional (d. h. im Hinblick auf bestimmte inhaltlich bestimmbare Problemlagen wie Wohnen, Bildung etc.) abgrenzbar[3] sind.

3 Ähnlich differenziert schon Kraus, die betont, dass die Aktionsräume der Gemeinschaftshilfe „beschränkt werden auf ein festumrissenes Arbeitsgebiet, etwa auf einen Ortsbereich, auf eine Personengruppe oder Altersschicht, oder auf einen ausgewählten Notstand“ (Kraus 1951, S. 186).

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

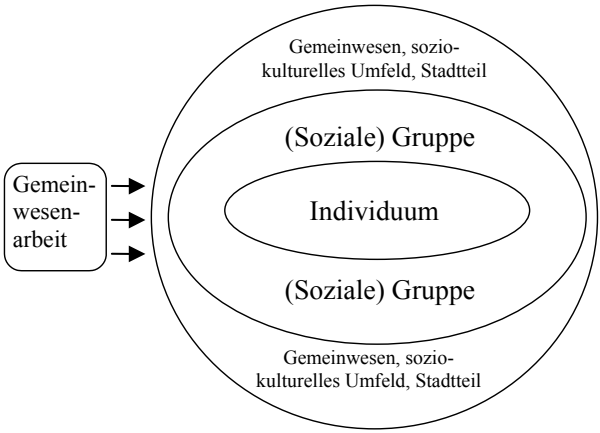

Abbildung 6: Gemeinwesenarbeit

- Der Ausgangspunkt der Institutionalisierung von Gemeinwesenarbeitsprojekten liegt zumeist in *sozialen Konflikten* bzw. geteilten sozialen Problemen innerhalb eines sozialen Netzwerkes. In diesem Kontext kann Gemeinwesenarbeit eine für das System funktionale Rolle als eine Art „Frühwarnsystem" für Konfliktgenese und -eskalation übernehmen.
- Gemeinwesenarbeit begründet aufgrund ihrer von der Einzelfallhilfe und Gruppenarbeit abweichenden Perspektive eine andere Problemsicht. Selbst in ihren konservativen Varianten werden die Probleme der Klienten immer im Kontext regionaler Bedarfsausgleichsstrukturen wahrgenommen. Gemeinwesenarbeit wendet sich damit tendenziell gegen eine Individualisierung sozialer *Probleme* und nimmt diese *aus einer gesellschaftlichen* Perspektive wahr.
- Gemeinwesenarbeit ist trägerübergreifend, orientiert an einer Koordination von und Kooperation zwischen verschiedensten Anbietergruppen sozialer Dienstleistungen innerhalb eines Gemeinwesens.
- Gemeinwesenarbeit – und dies macht das zu Beginn dieses Buches skizzierte Definitionsproblem nicht eben leichter und überschaubarer – ist *methodenintegrativ*, d. h. Gemeinwesenarbeit umfasst z. B. immer auch notwendige Formen der Gruppenarbeit, aber auch der Einzelfallhilfe.
- Das Ziel der Gemeinwesenarbeit ist die Aktivierung der Bevölkerung innerhalb eines Gemeinwesens und die Nutzung der Ressource Gemeinschaft zur Bearbeitung sozialer Problemlagen.
- Will Gemeinwesenarbeit zur Aktivierung der Bevölkerung beitragen, so muss sie notwendig auch Qualifizierungs- und Bildungsprozesse umfassen, die die Individuen über das bereits vorhandene Maß hinaus befähigt, ihre Probleme als Gemeinschaft selbst in die Hand zu nehmen.
- Nun können solche Prozesse der Aktivierung der Bevölkerung durchaus ohne Unterstützung durch SozialarbeiterInnen entstehen und sich entwickeln. Gleichwohl kann von Gemeinwesenarbeit als Methode der Sozialen Arbeit nur dann die Rede sein, wenn *Angehörige von sozialen Beru-*

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

fen mittels gezielter Anregung, Unterstützung, Beratung, Koordination etc. den Prozess der Aktivierung befördern.

Einige dieser Bestimmungsmerkmale sind in erster Linie formaler Natur und bedürfen der inhaltlichen Ausgestaltung. Dies gilt insbesondere für die Zielperspektive, die hier mit „Aktivierung der Bevölkerung" beschrieben wurde. Mit welcher Zielrichtung aber soll die Bevölkerung aktiviert werden? Hier ist ein breites Spektrum an Antworten möglich. Grundsätzlich unterscheidet Iwaszkiewicz (1972, S. 21) drei Perspektiven:

- Gemeinwesenarbeit als Mittel der (konservativen) Systemerhaltung,
- Gemeinwesenarbeit als Mittel der evolutionären Systemveränderung,
- Gemeinwesenarbeit als Mittel der revolutionären Systemveränderung.

Je nachdem, zu welchem dieser Horizonte man die Bevölkerung „aktivieren" will, ergeben sich ganz unterschiedliche Konzepte der Gemeinwesenarbeit.

(c) *Konzepte*: Wie aus dem bisher Dargestellten hervorgeht, existieren unterschiedliche Konzepte von Gemeinwesenarbeit, die sich insbesondere hinsichtlich ihrer (politischen) Leitideen und Ziele, ihrer Vorstellung von der Rolle der Subjekte und der Bürgergruppen im Prozess der Veränderung des Gemeinwesens, aber auch in Bezug auf Verfahren und Techniken der professionellen Gemeinwesenarbeiter z. T. erheblich unterscheiden. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit lassen sich bis Anfang der 1980er Jahre zumindest vier Konzepte differenzieren (vgl. hierzu und im Folgenden auch Karas/Hinte 1978, S. 31 ff.):

(1) Wohlfahrtsstaatliche Gemeinwesenarbeit: Die Ziele der wohlfahrtsstaatlichen Sozialarbeit (vgl. Gulbenkian Foundation 1972) stehen in der Tradition der „charity organization society". Es geht hier weniger um Aktivierung der Bevölkerung zur politischen Einflussnahme innerhalb des Gemeinwesens, sondern vielmehr um eine bessere Ausstattung von Sozialräumen mit sozialen Dienstleistungsangeboten, insbesondere auch deren Koordination und Organisation hinsichtlich der Abstimmung der unterschiedlichen, in dem jeweiligen Bereich tätigen Träger. Karas/Hinte resümieren kritisch: „Hier darf der Bürger lediglich mitentscheiden, wie er versorgt werden soll: soziale Hilfe wird durch Gemeinwesenarbeit gesteuert, während wichtige Entscheidungen in Händen der Organisationen liegen. Unter diesem einseitigen Aspekt wird Gemeinwesenarbeit zu einem Werkzeug der Anpassung an bestehende gesellschaftliche Bedingungen" (Karas/Hinte 1978, S. 33). Der Gemeinwesenarbeiter übernimmt die Rolle eines Dienstleistungsmanagers, der die technische Abstimmung von Angebot und Nachfrage zu optimieren beabsichtigt.

(2) Integrative Gemeinwesenarbeit: Die integrative Gemeinwesenarbeit, für die stellvertretend der Ansatz von Ross (1968) zu nennen ist, dürfte das bis in die 1970er Jahre am häufigsten rezipierte Konzept der Gemeinwesenarbeit sein. Es basiert auf der Annahme einer weitgehend gerechten Gesellschaft, in der die BürgerInnen über verbriefte Freiheits-, Gestaltungs- und (soziale) Si-

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

cherungsrechte verfügen, die es jedoch optimal zu nutzen gilt. Wie der oben zitierten Definition zu entnehmen ist, ist das Ziel der integrativen Gemeinwesenarbeit, innerhalb des avisierten Sozialraums eine Bedürfnishierarchie zu ermitteln, die es mittels Ausnutzung existierender bzw. potentiell aktivierbarer Quellen zu befriedigen gilt. Das Ziel des Prozesses ist die „Gemeinwesenintegration. Manche würden hier lieber von der Entwicklung von ‚Gemeinschaftsethik', ‚Befähigung zur Gemeinschaft' oder von ‚geistiger Gemeinschaft' sprechen. (…) In dem hier gebrauchten Sinn ist Gemeinwesenintegration ein Prozess, in dessen Verlauf kooperative Haltung und Einübung in der Zusammenarbeit zu folgenden Ergebnissen führen: 1. vermehrte Identifizierung mit dem Gemeinwesen, 2. erhöhtes Interesse und Teilhabe an den gemeinschaftlichen Angelegenheiten, 3. gemeinsame Wertvorstellungen und Möglichkeiten, sie zu verwirklichen" (Ross 1968, S. 66). Verbesserung der Funktionalität des Gemeinwesens bei gleichzeitiger Stärkung der Fähigkeiten zur Selbstorganisation ist mithin die doppelte Zielrichtung dieses Ansatzes (vgl. C. W. Müller 1973 a, S. 231)[4], in dem der Sozialarbeiter die Rolle eines Katalysators der Formulierung von sozialen Bedarfslagen und deren Befriedigung im Rahmen bestehender gesetzlicher Möglichkeiten übernimmt.

(3) Aggressive Gemeinwesenarbeit: Unter dem Begriff aggressive Gemeinwesenarbeit firmieren Ansätze, denen eine kritische Analyse der Gegenwartsgesellschaft zu Eigen ist, und deren Ziele der Bedürfnisartikulation, Interessensvertretung und Verbesserung der Lebensbedingungen „nicht beim Status quo der vorhandenen Kräfte-Verhältnisse und Macht Strukturen stehen bleiben" (Karas/Hinte 1978, S. 39). Bestimmte Bedürfnisse und Verbesserungen der Lebensbedingungen lassen sich in der kapitalistischen Gesellschaft nur gegen bestehende Machtverhältnisse durchsetzen. Folglich bedarf es der gezielten Organisation von Betroffenen zur Bildung einer Gegenmacht, die ihre Interessen auch mittels politischer Einmischung und Provokation durchzusetzen gewillt sind. Ein bekannter Vertreter der aggressiven Gemeinwesenarbeit ist Saul Alinsky (1974). Er propagierte die Organisation benachteiligter Bevölkerungsgruppen mit dem Ziel gesellschaftlicher Veränderung durch politische Gegenmacht. „Die Besitzlosen können ihre Interessen nur durchsetzen, wenn sie innerhalb einer stabilen, durchstrukturierten Organisation auf der Basis eines ungefähren Konsens ein Programm und Strategien zu dessen Durchsetzung entwickeln" (Karas/Hinte 1978, S. 43). Der Gemeinwesenarbeiter regt die Bildung von Bürgerorganisationen an und berät diese bei ihrem

4 C. W. Müller (1973 a) hebt in seiner Kritik des Ansatzes von Ross hervor, dass es besonders typisch ist, welche Konzepte der Gemeinwesenarbeit Ross nicht rezipiert, nämlich gesellschafts- und systemkritische wie etwa die von Saul Alinsky oder Danilo Dolci. Ross bleibt vielmehr systemimmanent. Die ganze Liebe des Autors, so Müller, „gilt den kleinen, system-immanenten Konflikten der Gemeinde" (C. W. Müller 1973 a, S. 233). Dieser Ansatz einer „sozialpädagogisch harmonisierenden Gemeinwesenarbeit" beruht auf dem „Kinderglaube, dass ökonomisch verwurzelte Interessengegensätze dadurch gelöst werden, dass sich die Konfliktpartner an einen Tisch setzen und unter Vorsitz eines Gemeinwesenarbeiters vernünftig darüber reden" (C. W. Müller 1973, S. 234).

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

„Kampf“ gegen die etablierten Macht- und Herrschaftsstrukturen. Mit Tipps und Hinweisen bezüglich Strategien, Taktiken und Techniken der Auseinandersetzung mit dem „Gegner“ ausgestattet, soll die Solidarität der Betroffenen gezielt zur Umgestaltung des gesellschaftlichen Systems[5] eingesetzt werden.

(4) Katalytische/aktivierende Gemeinwesenarbeit: Als Antwort auf die fehlende gesellschaftskritische Perspektive der wohlfahrtsstaatlichen und integrativen Ansätze einerseits und den von der Reichweite her zu grundlegend und damit die Aktionspotentiale der Betroffenen überschätzenden aggressiven Ansätze andererseits, konzipierten Karas/Hinte die von ihnen so benannte katalytische/aktivierende Gemeinwesenarbeit. Sie teilte mit den aggressiven Ansätzen das Fernziel einer „herrschaftsfreien Gesellschaft, in der es keine Unterdrückung mehr gibt, in der Menschen sich durch ihre eigenen Gruppen und Sprecher selbst zu helfen vermögen (ohne Fremdbestimmung), in der Solidarität hoch geschätzt wird, in der sich die Menschen mit den Problemen anderer identifizieren und in der sie ihre Fähigkeiten voll entfalten können und zu einem sozialkreativen Leben kommen“ (Karas/Hinte 1978, S. 47), wissen aber gleichwohl um die Tatsache, dass Gemeinwesenarbeit allein mit diesem Ziel überfordert ist. Kern des Konzeptes ist die Initiierung und Stützung von Gruppenselbsthilfe bei gleichzeitiger Installierung von „Verbindungsleuten, an die sich die Leute aus dem Viertel zuerst wenden, wenn sie einen Rat brauchen“ (ebd., S. 51). Der Sozialarbeiter übernimmt in diesem Prozess, der zu mehr politischer Partizipation der Betroffenen führen soll, die Rolle eines „Einflussführers“. „Er ist ein Katalysator, der Veränderung in Gang setzt, er ist Beobachter, Informator, Trainer, Kritiker, Provokateur, Vermittler; ja nach Notwendigkeit, wenn gar nichts anderes mehr hilft, muss er sich sogar als Sündenbock anbieten, um etwas zu erreichen“ (ebd., S. 92). Er soll nicht für die Be-

5 Karas/Hinte kritisieren am aggressiven Ansatz insbesondere die Tatsache, dass er bislang „reine Phantasie“ blieb und überdies „die Chance der Aktivierung breiter Bevölkerungsschichten maßlos überschätzt“ (Karas/Hinte 1978, S. 41). Zudem „scheint es so, als ob die subjektiven Bedürfnisse der Betroffenen zurückträten hinter allgemein vermuteten objektiven Interessen, die von aufgeklärten Leuten für die Betroffenen erdacht wurden“ (ebd., S. 42). Grundzüge der aggressiven Gemeinwesenarbeit finden sich auch in der Randgruppenstrategie der Sozialarbeiterbewegung der 60er und 70er Jahre. Die Praxis hat allerdings erwiesen, dass es wohl doch eine maßlose Überschätzung der Potentiale benachteiligter Bevölkerungsgruppen ist, dass gerade sie zum Subjekt und Motor massiver gesellschaftlicher Veränderungen werden sollen. Gleichwohl stellen die gesellschaftskritischen Ansätze der Gemeinwesenarbeit eine radikale Antithese zur individualisierenden Fürsorge dar und sind insofern ein bedeutsamer Schritt auf dem Weg zu einer gesellschaftstheoretisch aufgeklärten Sozialen Arbeit. Das Dilemma des „aggressiven“ Gemeinwesenarbeiters trat allerdings unübersehbar an den Tag: Als Angestellter des Staates (bzw. „des Systems“) im Interesse der benachteiligten Bevölkerungsgruppen an dessen radikaler Veränderung arbeiten zu wollen, obwohl der Geldgeber doch eigentlich nur deren Befriedung beabsichtigt, musste und muss unweigerlich zu Konflikten führen.

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

troffenen aktiv werden, sondern sie zur Eigenaktivität befördern, zugleich aber immer „auf der Seite der Gruppe stehen“ (ebd.).

(d) *Elemente der Gemeinwesenarbeit:* Da die Spannbreite innerhalb der gemeinwesenorientierten Methoden deutlich breiter ist als im Falle der Einzelfallhilfe und der Gruppenarbeit, macht es wenig Sinn, über gemeinsame Prinzipien und zugrunde liegende Wertvorstellungen eine vermeintliche Harmonisierung erreichen zu wollen, die notwendig eine unzulässige Verkürzung[6] darstellt. Wir beschränken uns daher an dieser Stelle auf (1) die Phasierung des Hilfeprozesses, (2) Rolle und Vorgehensweise der Gemeinwesenarbeiter sowie (3) Techniken und Verfahrensweisen.

(1) Phasierung des Hilfeprozesses: Die Phasierung von Hilfeprozessen, d. h. die analytische Identifizierung von notwendig aufeinander folgenden, kategorial unterscheidbaren Schritten auf ein Ziel hin, findet sich vor allem in den wohlfahrtsstaatlichen und integrativen Ansätzen der Gemeinwesenarbeit. So unterscheidet beispielsweise Carter (1966) in durchaus beabsichtigter Nähe zu den Modellen der Einzelfallhilfe und Gruppenarbeit zwischen: 1. Erkundungsphase, „in der der Sozialarbeiter und einige interessierte Mitarbeiter das vorgesehene Planungs-Problem daraufhin untersuchen, ob es durchführbar ist und die Aufmerksamkeit des Gemeinwesens verdient“ (Carter 1966, S. 252); 2. Diagnostischer Phase, „in dessen Verlauf das Problem spezifiziert wird und Mittel und Wege entwickelt werden, wie man es in Angriff nehmen könnte“ (ebd., S. 252); 3. Planung, „in der das Problem mit allen zugehörigen Aspekten eingehend studiert wird. Fakten und Meinungen werden zusammengetragen, es ergeben sich Änderungen in den Einstellungen und Erkenntnissen, Pläne oder Empfehlungen nehmen Gestalt an“ (ebd., S. 252); 4. Aktion, „in deren Verlauf die Pläne ausgeführt werden“ (ebd.). Ross unterscheidet fünf Phasen: 1. Feststellen und Bewusstmachen von Bedürfnissen und Zielen; 2. Ordnen und Prioritätensetzen bei den Bedürfnissen und Zielen; 3. Entwickeln der Bereitschaft, ans Werk zu gehen; 4. Ausfindigmachen von Hilfsquellen (interne und externe); 5. Übergang zur Aktion (vgl. Herwig/Wegener 1972, S. 26 f.). Auch wenn in den aggressiven Konzepten der Gemeinwesenarbeit weit vorsichtiger mit Phasierungsmodellen umgegangen wird, da hier die Rolle des Sozialarbeiters anders definiert ist und die Autonomie der Klienten einer Schematisierung zuwiderläuft, findet sich auch hier – zumindest implizit – eine ähnliche Abfolge von Erkundung des Stadtteils/Sammlung von Informationen, Problemdefinition, Planung von Aktionen und Durchführung.

6 Während etwa Lattke für den wohlfahrtsstaatlichen Ansatz noch vergleichsweise unbekümmert feststellen kann: „Community Organization beruht auf denselben Grundsätzen und Techniken wie die Soziale Arbeit überhaupt“ (Lattke 1955, S. 31), so gilt dies für die aggressiven Ansätze etwa bei Alinsky nur noch bedingt. Zwar greifen auch diese Ansätze notwendig auf Einzelfallhilfe und Gruppenarbeit zurück, gleichwohl grenzen sie sich in ihrer gesellschaftsverändernden Intention deutlich von den etablierten Methodenansätzen ab.

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

(2) Rollen und Verhaltensweisen der Gemeinwesenarbeiter: Ross unterscheidet insgesamt vier verschiedene Rollen, die der Gemeinwesenarbeiter als berufliche Fachkraft übernimmt. An erster Stelle nennt er die Rolle des Leiters, d. h. einer „Persönlichkeit, die sich bemüht, dem Gemeinwesen zu helfen, dass es mit Erfolg in der Richtung vorankommt, die es sich vorgenommen hat. Der Leiter übernimmt eine gewisse Verantwortung dafür, dass das Gemeinwesen diese Richtung mit Bedacht einschlägt und dabei viele Faktoren mit berücksichtigt, die er auf Grund seines Expertenwissens übersieht“ (Ross 1968, S. 180 f.). Dabei hat der Gemeinwesenarbeiter vorab eigene Vorstellungen zu konkretisieren, wie und wohin er das Gemeinwesen führen möchte. Als Zweites nennt Ross die Rolle des Befähigers, der den Menschen dazu verhilft, ihre Bedürfnisse zu artikulieren, sich zusammenzuschließen und zwischenmenschliche Beziehungen zu pflegen. Als Drittes hebt Ross die Rolle des Sachverständigen hervor, der als Experte die Aufgabe hat, „Daten und direkten Rat in jenen Bereichen zu vermitteln, über die er mit Sachautorität sprechen kann. … Als Sachverständiger vermittelt er Forschungsergebnisse, technische Erfahrungen, Material über Hilfsquellen, Rat über Methoden des Vorgehens, wie ihn die Vereinigung im Verlauf ihrer Arbeit eventuell nötig hat und fordert“ (ebd., S. 198). Als Letztes übernimmt er die Rolle des Sozialtherapeuten, der sich auf die „Diagnose und Behandlung des Gemeinwesens als Ganzes“ konzentriert (ebd., S. 201) und dort Behinderungen durch Vorurteile, Spannungen innerhalb des Gemeinwesens usw. identifiziert und bearbeitet.

Auch wenn sich in der Rollenbeschreibung von Ross[7] der integrative Charakter seines Ansatzes manifestiert, so lässt sich aus dieser Rollenbeschreibung doch ein zentrales Problem der Gemeinwesenarbeit lokalisieren: Sie ist nämlich „eine schmale Gratwanderung zwischen mangelhafter Unterstützung durch den Gemeinwesenarbeiter und zu viel Eigenaktivität, die eine Gruppe hemmen könnte“ (Karas/Hinte 1978, S. 93). Der Gemeinwesenarbeiter steht mithin im Spannungsverhältnis zwischen Autonomie gewähren und Eingreifen, zwischen defensiver Unterstützung und offensiver Interessenvertretung. Während Ross und mit ihm die integrativen und wohlfahrtsstaatlichen Ansätze das Pendel der Rollengestaltung im Zweifelsfall zugunsten des aktiven, eingreifenden, „objektiven“ und selbst eigene Ziele vertretenden Sozialarbeiters ausschlagen lassen, plädieren die gesellschaftskritischen Ansätze eher für den Vorrang der Autonomie der Bürger und damit des Gemeinwesens. Zwar übernimmt auch hier der Gemeinwesenarbeiter unterschiedlichste Rollen: Er ist „Beobachter, Informator, Trainer, Kritiker, Provokateur, Vermittler“ (ebd., S. 92). Im Zweifelsfall ist es aber

7 Carter (1966), die einen ähnlichen Ansatz wie Ross vertritt, unterscheidet verschiedene Tätigkeitssegmente, die ein Gemeinwesenarbeiter beherrschen muss. Dazu gehören organisierende, führende und fördernde, koordinierende, erziehende und bildende, auf Finanzplanung bezogene Tätigkeiten, aber auch Öffentlichkeitsarbeit, Verwaltungs- und Schreibarbeit sowie Forschung und Faktensammlung.

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

nicht er, der die Ziele setzt und befördert, sondern er ist eher Katalysator für die „Selbstheilungskräfte“ des Gemeinwesens.

(3) Techniken und Verfahren: Über die Techniken und Verfahren von Einzelfallhilfe und Gruppenarbeit hinaus muss der Gemeinwesenarbeiter über zusätzliche Hilfsmittel[8] verfügen. Dazu gehören u. a.:

- Verfahren der Kontaktaufnahme und Kontaktpflege: Gemeinwesenarbeiter sind in den meisten Fällen nicht selbst Mitglieder des Gemeinwesens. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, dass die Frage des Zugangs zum Feld und zu den avisierten Klienten thematisiert wird.
- Verfahren der Feldforschung: Der Gemeinwesenarbeiter muss sich zu Beginn seiner Tätigkeit ein fundiertes Bild des Gemeinwesens, seiner Probleme, Ressourcen usw. verschaffen. Zu diesem Zweck ist es notwendig, über Methoden der Gewinnung von Informationen[9] etc. zu verfügen. Karas/Hinte (1978) favorisieren das Modell der Aktionsforschung und deren Instrumente wie soziometrische Verfahren, teilnehmende Beobachtung, Interviews, Aktionsuntersuchungen. Es geht dabei um die Ermittlung objektiver Fakten (demographische Daten, infrastrukturelle Ausstattung des Stadtteils), Meinungen der Bewohner, das emotionale Klima, die Ermittlung „örtlicher Führer“, örtlicher Gruppen und potentieller Interessenten, die Identifizierung von Mehrheiten und Minderheiten im Stadtteil sowie die Sammlung von Ideen zur Veränderung identifizierter Problemlagen.
- Verfahren der Meinungsbildung innerhalb von Gruppen: Wesentliches Ziel der Gemeinwesenarbeit ist die Beteiligung der Bürger an Veränderungsprozessen bzw. radikaler formuliert, die Unterstützung der Bevölkerung in ihrer Rolle als Subjekt gesellschaftlicher Veränderung in ihren sozialräumlichen Bezügen. Zu diesem Zweck muss der Gemeinwesenarbeiter über Verfahren und Techniken verfügen, die Artikulation von Interessen in Gruppen zu befördern. Dieser Aspekt deckt sich in weiten Teilen mit den Verfahren der sozialen Gruppenarbeit (Modelle der Diskussionsleitung und -strukturierung, Gesprächsmotivierung, Programmgestaltung etc.), geht aber insofern darüber hinaus, als dass hier auch Verfahren der legitimen politischen Partizipation integriert sind (Raumplanung, Berichterstattung, Ausschussarbeit etc.).
- Verfahren politischer Einflussnahme: Insbesondere für die aggressiven bzw. gesellschaftskritischen Ansätze der Gemeinwesenarbeit ist eine

8 Lattke (1955, S. 32) nennt als Methoden der community organziation: Berichterstattung, Forschung, Konsultation, Gruppenbesprechungen, Ausschussarbeit, Interpretation, Verwaltung und Mobilisierung (z. B. von Geldmitteln und anderen Hilfsquellen). Diese Begriffe sind allerdings – weil z. T. unspezifisch (Verwaltung als Methode) – nur wenig hilfreich. Zudem ist dieser Kanon eng an das wohlfahrtsstaatliche Verständnis von Gemeinwesenarbeit geknüpft. Ähnlich allgemein und kategorial unbefriedigend bleibt der Hinweis von Kraus, die als „Methoden“ der „Methode“ der Gemeinschaftshilfe „Abstecken des Arbeitsgebietes, Beobachten, Planen, Fassen und Anwenden der Beschlüsse“ nennt (Kraus 1951, S. 186).

9 Seippel (1976) spricht in diesem Zusammenhang von „soziatrischen“ Methoden.

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

Erweiterung des Handlungsrepertoires in Richtung auf Techniken politischer Artikulation und Einflussnahme im öffentlichen Raum bedeutsam (vgl. Oelschlägel 1985a). Dazu gehören weitgehend akzeptierte wie z. B. Öffentlichkeitsarbeit mittels diverser Medien ebenso wie provokative Techniken, etwa Sitzstreik, Go-in, Boykott – kurz: Aktionen zivilen Ungehorsams –, die z. T. aus dem Arsenal der Bürgerrechts- und Studentenbewegung übernommen[10] wurden. Im Anschluss an Harry Specht lassen sich Elemente der politischen Einflussnahme auch als disruptive Taktiken beschreiben, die vom „Zusammenstoß der Positionen (öffentliche Rede, schriftliche Stellungnahmen u. Ä.)" über „Verletzung der Verkehrssitten (Demonstration, Boykott, Mietstreik, Besetzung)" bis hin zur „Verletzung gesetzlicher Normen (Steuerstreiks, Wehrdienstverweigerung)" reichen (Baron u. a. 1978, S. 149).

(e) *Einschätzung und Diskussion*: Ab Anfang der 1980er Jahre ließ die Konjunktur der Entwicklung neuer Gemeinwesenarbeitskonzepte nach. Dies hatte mehrere Gründe: Zum einen sicherlich die schwindende Reformkraft und Reformfreudigkeit des bundesrepublikanischen Sozialstaates, zum anderen aber auch die nüchterne Praxiserfahrung, dass sich die hoch gesteckten Ziele einer Gesellschaftsveränderung von unten durch Aktivierung der Selbstorganisationspotentiale benachteiligter Bevölkerungsgruppen nur allzu leicht im Dickicht der Alltagsprobleme als unrealistisch[11] erwiesen.

Gleichwohl blieb als nicht mehr hintergehbarer Ertrag der Integration der Gemeinwesenarbeit in die Palette sozialpädagogischer Methoden die Erweiterung des „sozialpädagogischen Blicks" um die sozialräumliche Dimension als Referenzpunkt für Problemanalyse und professioneller Intervention. Die grundlegende Botschaft der Gemeinwesenarbeit, dass also Soziales aus Sozialem erklärt werden muss, soziale Probleme auch nur in ihrem sozialen Kontext thematisiert und methodisch angegangen werden können und müssen, blieb von der Entwicklung der 1980er Jahre allerdings ebenso unberührt wie die (wenn auch in Ausmaß und Tempo bisweilen gebremste) Fortführung von Gemeinwesenarbeitsprojekten in den Arbeitsfeldern der Sozialen Arbeit. Die Diskussionen um „Gemeinwesenarbeit als Arbeitsprinzip" (vgl. Boulet/Krauß/Oelschlägel 1980), um „Sozialarbeit als Aspekt kommunaler Sozialpolitik" (vgl. Peters 1983) oder um „Sozialarbeit als soziale Kommunalpolitik" (vgl. Müller/Olk/Otto 1982) stehen in diesem Sinne ebenso deutlich in der Tradition der Diskussion um Gemeinwesenarbeit wie zentrale Aspekte

10 C. W. Müller berichtet von entsprechenden Aktionen in den USA: „Ein großes Warenhaus wurde dazu gebracht, schwarzes Personal einzustellen, weil täglich 3000 Schwarze an Sonnabenden die Kassen verstopften, ihre Einkäufe per Nachnahme ausliefern ließen und später die Annahme verweigerten" (C. W. Müller 1992, S. 116).

11 Oelschlägel resümiert selbstkritisch: „Sehr oft war politische (Sozial-)Arbeit gekennzeichnet dadurch, dass mit viel Schwung in den Stadtteil hineinagiert wurde, neue alternative Verkehrs- und Arbeitsformen versucht und neue Organisationsformen propagiert wurden. Die Enttäuschung über die Bewohner, die sich so nicht bewegen ließen, war groß" (Oelschlägel 1985 b, S. 392).

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

dieser Debatte im fachlichen Diskurs um „Sozialraumorientierung“ (vgl. Hinte 1992) oder „Empowerment“ (vgl. Stark 1996) als professioneller Strategie der Stützung von Selbsthilfepotentialen aufgehoben sind.

Die „Entdeckung der Gesellschaft“ in der Methodendiskussion, die als mindestens ebenso fundamental bezeichnet werden muss, wie die „Entdeckung der Gruppe“ durch die soziale Gruppenarbeit, führte Anfang der 1980er Jahre dazu, dass Boulet/Krauß/Oelschlägel nicht weiter von Gemeinwesenarbeit als dritter Methode der Sozialen Arbeit sprachen, sondern vielmehr von Gemeinwesenarbeit als Arbeitsprinzip der gesamten Sozialen Arbeit: „Ein Arbeitsprinzip GWA – das meint eine zu entwickelnde, zu entfaltende Grundorientierung, Haltung, Sichtweise professionellen Handelns, eine grundsätzliche Herangehensweise an soziale Probleme, wo auch immer im Bereich sozialer Berufsarbeit im weitesten Sinne“ (Oelschlägel 1985a, S. 16). Die Prinzipien der Gemeinwesenarbeit, nämlich den Klienten in seinen sozialräumlichen Bezügen mit seinen Ressourcen und Problemen zu sehen, hat sich „im Gesamtbereich sozialer Berufe – und darüber hinaus – ausgedehnt. Gemeinwesenarbeit ist als Arbeitsprinzip in die sozialen Berufe eingesickert und bietet dort Perspektiven für neue Orientierungen“ (Oelschlägel 1983, S. 179).

Ob die hier vorgenommene Differenzierung zwischen Arbeitsprinzip und Methode Sinn macht, sei an dieser Stelle nicht weiter hinterfragt. Sie dürfte nicht zuletzt der zunehmenden Methodenskepsis im Gefolge gesellschaftskritisch fundierter Methodenkritik geschuldet sein, die methodisches Handeln im Kontext der Sozialen Arbeit notwendig mit Individualisierung, Personenveränderung und Klinifizierung in Verbindung brachte. Dass gerade die Gemeinwesenarbeit aufgezeigt hat, dass methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit nicht diesen Weg beschreiten muss, sondern sehr wohl gesellschaftstheoretisch aufgeklärt sein kann und sich dementsprechend stärker auf die Veränderung von Situationen und nicht Personen richtet (vgl. Meinhold 1982), ist ein wesentlicher Ertrag der Integration gemeinwesenorientierter Ansätze in das Methodenarsenal[12] der Sozialen Arbeit.

Tipps zum Weiterlesen

Karas, F./Hinte, W.: Grundprogramm Gemeinwesenarbeit. Praxis des sozialen Lernens in offenen pädagogischen Feldern, Wuppertal 1978.

Müller, C. W./Nimmermann, P.: Stadtplanung und Gemeinwesenarbeit. Texte und Dokumente, München ^{2}1973.

Ross, M.: Gemeinwesenarbeit. Theorie, Prinzipien, Praxis, Freiburg i.B. 1968.

12 Insofern ist auch Hintes (1985, 1992) Einlassung, dass stadtteilbezogene Soziale Arbeit keine Methode sei, da mit Methoden Menschen verändert werden sollen, stadtteilbezogene soziale Arbeit aber soziale Räume verändern will, nicht zwingend, sondern basiert auf einem spezifischen Verständnis von Pädagogik und Methode.

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

7. Die klassischen Methoden

Ertrag und Kritik

Die klassische Trias der Handlungsmethoden Sozialer Arbeit war in Deutschland – trotz aller auch hier identifizierbaren Wurzeln – gerade in der „heißen" Phase der Nachkriegszeit in erster Linie ein „Importprodukt" aus den USA. Berücksichtigt man die doch z. T. langen Zeiträume, derer es bedurfte, bis neuere us-amerikanische Entwicklungen in Deutschland angekommen waren und bedenkt man zudem, dass die eigentliche Hochphase der Methodendiskussion im Deutschland der Nachkriegszeit im Wesentlichen auf circa 15 Jahre (von Mitte der 1950er bis Anfang der 1970er Jahre) beschränkt war, so muss man wohl insgesamt in Rechnung stellen, dass den klassischen Methoden nur wenig Zeit blieb, sich im Kontext der sozialpädagogischen Fachdiskussion zu etablieren.

Mit der Studentenbewegung und in ihrem Kontext der Sozialarbeiterbewegung gerieten ab Ende der 1960er Jahre die klassischen Methoden ins Kreuzfeuer der fachlichen Diskussion und Kritik. Die Verlagerung des Blickwinkels durch Politisierung und Theoretisierung, von der Frage „‚Wie machen wir's?' zu der eher analytischen Frage ‚Warum ist es so?'" (C. W. Müller 1996 c, S. 20) nahm die klassischen Methoden, insbesondere die Einzelfallhilfe und die sozialen Gruppenarbeit sowie die wohlfahrtsstaatlichen und integrativen Ansätze der Gemeinwesenarbeit, aus einer anderen, neuen Perspektive wahr, die sie letztlich als Instrumente einer zutiefst ungerecht gedachten Klassengesellschaft identifizierte, die der Disziplinierung von Abweichlern, der Kontrolle von Gefahrenherden und damit letztlich der Stabilisierung der etablierten Herrschaftsstrukturen dienen. Die vielfältige Kritik lässt sich auf vier Punkte verdichten[1]:

(a) *Fehlende theoretische Fundierung*: Die klassischen Methoden der Sozialen Arbeit erweisen sich bei genauer Betrachtung als eine diffuse Mischung aus Techniken und Werten, die sich durch eine weitestgehend kritiklose Übernahme mittelstandsorientierter Werthaltungen auszeichnen. So kommt etwa Peter in seiner Analyse zu dem Ergebnis, dass es sich bei den Forderungen, Regeln und Prinzipien häufig um „zur Methode stilisierte Umgangsformen handelt, die vermutlich die meisten Menschen voneinander erwarten würden" (Peter 1982, S. 15). In der Tat lesen sich eine Vielzahl der Prinzipienlisten wie eine Ansammlung von Alltagsweisheiten: dass man den Klienten akzeptieren soll, dass Kommunikation die Grundlage des Hilfeprozesses ist, dass jeder Mensch anders ist und man sich auf ihn ein-

1 Vgl. zum Folgenden Baron u. a. (1978); Peter (1982); Peters (1973 a, 1973 b); Karberg (1973); Weber (1973); C. W. Müller (1973 b); Guski (1977); Meinhold (1973).

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

stellen muss, dass der Klient als Partner im Hilfeprozess anzusehen ist, dass man Informationen vertraulich behandelt und dass der Sozialarbeiter sich selbst zu kontrollieren hat (vgl. Maas 1966). Derartige Einsichten kann man nun wirklich nicht als revolutionäre Erkenntnisse in Bezug auf die Gestaltung zwischenmenschlicher Beziehungen bezeichnen. Auch wenn man in Rechnung stellt, dass die deutsche Tradition der Fürsorge wesentlich durch autoritäre Strukturen geprägt war, so muss doch aus heutiger Sicht festgestellt werden, dass sich die als Methode verkauften Prinzipienlehren oft weniger als fachspezifische Handlungsanleitungen denn als „Knigge" für (demokratische) Umgangsformen lesen. Auch Karberg resümiert in diesem Sinne eine „Vorliebe für normative Regeln" (Karberg 1973, S. 158), denen gegenüber technische Aspekte eher nachlässig abgehandelt werden.

Die Hilflosigkeit in Bezug auf wissenschaftlich generierte Handlungsanleitungen drückt sich nach Meinung der KritikerInnen auch in der zentralen Stellung der „Persönlichkeit des Helfenden" und der „helfenden Beziehung" aus: „Da die ‚helfende Beziehung' in der Methode des Casework eine zentrale Bedeutung hat, ist es unverständlich, dass statt einer objektiven Begründung des Vorgehens an dieser Stelle mit subjektiven Begriffen wie ‚Haltung' und ‚Gefühlen' operiert wird, die sich einer eindeutigen Bestimmung entziehen. Das ‚Wie', das auch hier nicht erläutert wird, verschwindet im Nebel der ‚lebendigen Wechselwirkung'" (Baron u. a. 1978, S. 125).

Dieses Ausweichen auf die wachsweiche Ebene normativer Setzungen und persönlicher Haltungen resultiert, so etwa Peters (1973 a, 1973 b), aus der fehlenden (gesellschafts-) theoretischen Fundierung des Handlungsbereichs der Sozialen Arbeit. Am Beispiel der Einzelfallhilfe gesprochen: „Die Einzelfallhilfe zeichnet sich gerade dadurch aus, dass niemals eine Strukturierung der Probleme nach bestimmten Ordnungskriterien erfolgt, d. h. keine Theorie gebildet wird und dass weitgehend subjektive Gedankenbilder der einzelnen Autoren die wissenschaftliche Begründung des Vorgehens ersetzen" (Baron u. a. 1978, S. 125). Mehr noch: An die Stelle der Reflexion über die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen Sozialer Arbeit, ihrer Funktion und die systematischen Grundlagen der Genese sozialarbeitsrelevanter Problemlagen tritt eine Methodendiskussion als Theorieersatz (vgl. Otto 1973, S. 90) auf der Basis normativer Setzungen.

(b) *Differenz zwischen gesellschaftlicher Funktion und Selbstwahrnehmung*: Eine Folge der fehlenden theoretischen Fundierung ist die Tatsache, dass die klassischen Methodenkonzepte das „doppelte Mandat" (vgl. Kapitel 2) der Sozialarbeit, d. h. ihr doppelter Auftrag von Hilfe und Kontrolle, weder ausreichend wahrnehmen, noch in seinen Konsequenzen für professionelles Handeln reflektieren oder gar im Rahmen der Handlungslehre und des technischen Inventars berücksichtigen. Veranschaulichen lässt sich dies am Beispiel der Partizipation. Zwar betonen (fast) alle Ansätze den Gedanken der Partnerschaft zwischen Hilfesuchendem und Helfendem, in letzter Konsequenz aber konstruieren sie Soziale Arbeit als Instrument der Beein-

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

flussung von Klienten im Sinne einer „normalen" Lebensführung. So resümiert Karberg: „Welche ethischen Grundsätze auch immer in der Einzelfallhilfe bestehen mögen, es ist die Absicht des Sozialarbeiters, den Klienten zu beeinflussen, sein Leben zu ändern, seine Verhaltensweisen zu wandeln, seine Einstellungen zu bestimmten Lebensbereichen neu zu formulieren" (Karberg 1973, S. 157).

Dem steht eine Selbstwahrnehmung gegenüber, die durch die Rolle des Unterstützenden dessen geprägt ist, was der Klient will und was gut für ihn ist. Aus dem Blick gerät dabei, dass Soziale Arbeit immer in gesellschaftlichem Auftrag handelt, also nicht nur für den Klienten da ist, sondern auch für die Wahrung gesellschaftlicher Stabilität und Ordnung. Peters hat dies in dem Bild vom Hausarzt und Amtsarzt verdichtet. Die Selbstwahrnehmung des Sozialarbeiters in der klassischen Methodenliteratur gleicht eher der des Hausarztes: „Der Sozialarbeiter … handelt ähnlich wie der Hausarzt. Ausgangspunkt für den Eingriff ist das Problem, die Schwierigkeit des Handlungsadressaten. Er kommt zum Sozialarbeiter, weil er leidet. Er möchte ‚gesund' werden und erwartet vom Sozialarbeiter Hilfe. Dieses Leiden und dieses Motiv korrespondieren mit der Helferattitüde des eingreifenden anderen. (…) Das Leiden und das Motiv, gesund werden zu wollen, legitimieren damit die Rolle des Helfers" (Peters 1973 b, S. 114). Im Lichte der gesellschaftlichen Funktion Sozialer Arbeit aber ist ein solches Selbstverständnis ideologischer Natur. Passender ist das Bild des Amtsarztes: „Dessen Berufsstruktur unterscheidet sich kaum von der des Sozialarbeiters. Auch der Amtsarzt ist nicht von seinen Patienten abhängig, auch er wird aus allgemeinen Steuermitteln bezahlt. Im Gegensatz zum frei praktizierenden Arzt hat der Amtsarzt aber auch keine Helferrolle. Er ist – wie der Sozialarbeiter – Kontrolleur. Seine Aufgabe besteht darin, die Berechtigung der Ansprüche und Wünsche seiner Patienten zu prüfen; auch hinter seiner Tätigkeit steht der Verdacht, der Patient habe unangemessene Wünsche" (ebd., S. 118). Innerhalb des Methodenverständnisses der klassischen Ansätze muss die gesellschaftliche Rolle und Funktion der Sozialpädagogik[2] unbestimmt bleiben.

(c) *Pathologisierung der Klienten*: Ein Kernpunkt der Methodenkritik richtet sich auf deren Orientierung an einem medizinischen Modell, die schon bei Mary Richmond oder Alice Salomon bis in die terminologische Differen-

2 In einer radikalen Variante der Methodenkritik betont Peters, dass die gesellschaftstheoretische Abstinenz der sozialpädagogischen Diskussion strukturell bedingt ist, denn: „Die wissenschaftliche Fundierung der Methoden der Sozialarbeit würde den Sozialarbeiter also häufiger darauf hinweisen, dass seine Handlungsmöglichkeiten wenig effizient sind. Er würde erkennen, dass sein Aktionsradius zu klein ist, um die Probleme, deren Ursachen er analysiert, so zu lösen, wie es möglich wäre" (Peters 1973 b, S. 109). Konsequent zu Ende gedacht hieße dies allerdings die „Rote Karte" für eine klientendienliche Soziale Arbeit, da sie immer nur den Schein der Fürsorglichkeit erzeugt, ohne Probleme an ihren Wurzeln fassen zu können. Meinhold hat diesem durchaus verbreiteten Denken in einem neueren Aufsatz entgegengehalten, dass dies vielleicht gar nicht ihre Aufgabe sei: „Es werden ja auch nicht die Förster für das Waldsterben verantwortlich gemacht" (Meinhold 1988, S. 72).

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

zierung des Hilfeprozesses beobachtbar ist, wenn sie von Anamnese, Diagnose und Behandlung als Phasen sozialarbeiterischer Intervention sprechen. Die von der Sozialen Arbeit zu „behandelnden" Notlagen der Subjekte werden in erster Linie als psycho-soziale Notlagen wahrgenommen, als „soziale Erkrankungen" des Einzelnen begriffen, deren Ursachen als individuelle Fehlentwicklungen und Fehlanpassungen interpretiert und folglich zum Gegenstand der Intervention werden. Die Folge dieser „pathologischen Definition des Klienten" ist, dass die Intervention sich auf die Veränderung von Personen, nicht primär Situationen, Lebenslagen und Lebensbedingungen konzentriert. So stellt Peter fest: „Wenn man methodisches Handeln im Spannungsfeld zwischen Interaktionen mit dem Klienten und Ressourcenaktivierung in der Umgebung des Klienten ansiedelt, dann ist im Falle der klassischen Methoden eine eindeutige Entscheidung zugunsten des Interaktionsbereichs getroffen" (Peter 1982, S. 12). Diese Individualisierung der Hilfeleistung, die Konstruktion eines hilfebedürftigen Individuums als Zweck und Ziel der Einflussnahme findet ihren Ausdruck auch in einer relativen inhaltlichen Beliebigkeit der Methoden. Geißler und Hege haben dies am Beispiel der sozialen Gruppenarbeit herausgestellt. Sie konstatieren „die weitgehende Beliebigkeit der Inhalte in der Gruppenerfahrung. Eine Beliebigkeit, die deutlich macht, dass es in der Sozialen Gruppenarbeit dieser Art stärker um die Betreuung der mit aktuellen Lebensproblemen belasteten Personen als um eine konkrete inhaltliche Auseinandersetzung mit den Problemen und deren ursächlichen Behebung geht" (Geißler/Hege 1991, S. 200).

Die Orientierung am medizinischen Paradigma ist keineswegs zufällig, da sie aus Sicht der Profession im Prozess ihrer Etablierung chancenreich ist. Zum einen lehnt sie sich an ein „erfolgreiches" Modell, das der Ärzte an, zum andern schafft sie mit den psycho-sozialen Problemen neben der materiellen Sicherung einen eigenen Handlungsbereich, der zudem noch, wie Peters hervorhebt, „theoretisch unendlich groß" ist (Peters 1973 a, S. 159). Folgt man Peters weiterhin, so ist diese Definitionsstrategie auch aus systemischer Sicht erfolgsversprechend, da 1. der Reintegrationsanspruch aufrecht erhalten wird, 2. gleichzeitig die Kontrolltätigkeit unter dem Deckmantel der individuellen Fürsorge für den „sozial Kranken" ausgeweitet werden kann und 3. durch die Klinifizierung eine Entmündigung des „politischen Gegners" vollzogen werden kann. Die Verlagerung von materiellen zu psychosozialen Notständen und der damit einhergehenden Pathologisierung des Klientels erweist sich vor diesem Hintergrund als professionspolitisch funktional – wenn auch gesellschaftstheoretisch bedenklich.

(d) Entlastung der Gesellschaft von strukturellen Problemlösungen: Die Konsequenz dieser pathologischen Definition von Klienten ist einerseits eine „Diskriminierung der Opfer". So betont der Arbeitskreis kritischer Sozialarbeiter am Beispiel der Einzel(fall)hilfe: „Indem man das abweichende oder ‚pathologische' Verhalten als einen strikt ‚persönlichen Vorfall' definiert und dessen Ursachen in das Individuum hineinverlegt, verfällt man ei-

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

nem normativen Humanismus, der darauf ausgeht, den ‚unangepassten' einzelnen an die ‚gesunde' Gesellschaft anzupassen. Die soziale Einzelhilfe, weit davon entfernt, den Klienten über die wahren Ursachen seiner Hilfsbedürftigkeit aufklären zu können, diskriminiert stattdessen die Opfer einer pathologischen Gesellschaft und betreibt weiterhin deren Anpassung an die sie krankmachenden Verhältnisse" (Baron et al. 1978, S. 127).

In diesem Zitat ist eine zweite, ebenso folgenreiche Konsequenz angedeutet: Die Individualisierung sozialer Probleme – im Zuge der Umdefinition von sozialen zu psycho-sozialen Problemen – trägt bei zu einer Entlastung der Gesellschaft von strukturellen Lösungen. Wenn z. B. materielle Not ausschließlich aus der Perspektive der Arbeitsfähigkeit und Arbeitswilligkeit der Betroffenen thematisiert oder der Milderung psycho-sozialer Folgen von Arbeitslosigkeit angegangen wird, so entlastet dies die Gesellschaft von Diskursen über eine gerechtere Verteilung von Arbeit und Reichtum. Das naive Gesellschaftsverständnis insbesondere von Einzel(fall)hilfe und sozialer Gruppenarbeit als Netzwerk von Individuen und Gruppen (vgl. Baron et al. 1978) übersieht die Herrschaftsstrukturen dieser Gesellschaft. Sie betreibt „die Anpassung des Klienten an bestehende Sozialstrukturen; sie hat es mit einer Harmonisierung des gesellschaftlichen Zusammenlebens zu tun. (…) Damit bewirkt nach der Ansicht ihrer Kritiker diese Methode [die Einzelfallhilfe, d.V.] die Aufrechterhaltung des bestehenden repressiven, autoritären Gesellschaftssystems; die Mängel unserer Gesellschaftsordnung werden verschleiert und kaschiert" (Karberg 1973, S. 147)[3].

Unreflektierte Dominanz gesetzter Werthaltungen, mangelnde gesellschaftliche Reflexivität, Individualisierung sozialer Problemlagen, Stabilisierung einer problemerzeugenden Gesellschaft, all diese Aspekte einer Fundamentalkritik konnten die klassischen Methodenkonzepte kaum unbeschadet überstehen. Die klassischen Methodenkonzepte, noch lange Zeit konserviert in der Ausbildungspraxis an Fachhochschulen, spielten in der Folgezeit in der Fachdiskussion eine immer geringere Rolle. Daran änderten auch Versuche einer Methodenintegration (vgl. Specht/Vickery 1980) nichts, die letztlich wenig mehr darstellten, als die Integration der klassischen Methoden unter dem Dach einer gemeinsamen Handlungslehre. Auch wenn sich an einigen Stellen bereits ein reflektierterer Umgang mit den kritischen Aspekten der klassischen Methoden andeutete, so konnten doch die fundamentalen Einwände nicht aus dem Weg geräumt werden: Die Addition von „Fehlern" ergibt nur selten ein richtiges „Gesamtergebnis".

Wenn Klüsche noch 1990 in einer empirischen Untersuchung über Anforderungen und Selbstdeutungen professioneller Helfer feststellt, dass 75,1 %

3 Ebenso betont Weber für die Soziale Gruppenarbeit: „Soziale Gruppenarbeit verschleiert alle jene gesellschaftlichen Widersprüche, die sich auf den Grundwiderspruch von Lohnarbeit und Kapital zurückführen lassen. Sie dient systemgerechter Sozialisation, indem sie die durch diesen Grundwiderspruch verursachten psychischen Spannungen neutralisiert, kanalisiert oder sublimiert" (Weber 1973, S. 169).

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

von sich behaupten, sie würden Einzelfallhilfe betreiben, 58,5% sich der Gruppenarbeit zuordnen und immerhin 26,6% sich der „Methode“ Gemeinwesenarbeit verschreiben, so dürfte sich dahinter ein Missverständnis verbergen: Gemeint sein dürften weniger die Konzepte der Sozialen Einzelfallhilfe etc., sondern vielmehr die Tatsache, dass man mit Einzelnen, mit Gruppen oder mit einem Gemeinwesen arbeitet, mithin die Sozialform der Tätigkeit, nicht aber ein spezifisches Konzept. Die Ursache für diese Begriffsverwirrung liegt vermutlich in der Tatsache, dass eine dreigegliederte Handlungslehre auf den ersten Blick durchaus einleuchtend ist, knüpft sie doch an archetypische Konstellationen im Hilfeprozess an, nämlich Hilfe für Einzelne, für Gruppen und für komplexere soziale Gebilde. Diese Begriffe sagen allerdings – wie bereits beschrieben – eher etwas über die gewählte Sozialform der Hilfe aus als über deren Intentionen, deren Konzepte, deren Techniken etc. Insofern ist es zweifelsohne richtig, wenn Wendt feststellt, dass die klassischen Methoden die Erbsenschoten waren, aus denen mit der Zeit die Samen – sprich die differenziertere Palette an Methoden – herausgefallen seien (vgl. Wendt 1992, S. 115). Man ist geneigt zu sagen, natürlich muss Soziale Arbeit als personenbezogene Hilfe mit Individuen, Gruppen oder größeren sozialen Gebilden arbeiten – sonst würde es sie nicht geben. Ob die These von der „Mutterschaft“ der klassischen Methoden auch auf konzeptioneller Ebene gilt, bedarf allerdings noch der Untersuchung.

Zweifelsohne ist es aber richtig, nach den bleibenden Erträgen der klassischen Methodendebatte zu fragen, da sie eine wichtige Wegmarke in der Entwicklung der Sozialpädagogik als Profession darstellen. Und in der Tat lassen sich hier Erträge benennen:

- Erstens sind die klassischen Methoden Ausdruck für das Bestreben, an die Stelle der reinen Intuition und spontanen Hilfeleistung verlässliche, kalkulierbare und effektive Verfahren zu etablieren, die planvolles berufliches Handeln erst möglich machen. Anders als Hilfe in primären sozialen Netzwerken ist berufsförmig organisierte professionelle Hilfe auf solche Verfahren angewiesen, nicht zuletzt aus Gründen der Selbstkontrolle.
- Zweitens haben die klassischen Methodenkonzepte verdeutlicht, dass sozialpädagogische Hilfeleistung nicht allein mit dem „großen Herzen“ zu leisten ist, sondern der Fundierung durch Wissen und Können bedarf.
- Drittens haben die klassischen Methoden mit der Einsicht in die Phasierung des Hilfeprozesses, der in neueren Konzepten produktiv weiterentwickelt wurde (vgl. B. Müller 1993b), einen Beitrag zur Systematisierung sozialpädagogischer Intervention geleistet. So banal sich z. B. die Dreiteilung von Anamnese – Diagnose – Behandlung auf den ersten Blick anhören mag: Sie beinhaltet eine wesentliche, im Hilfealltag häufig nicht realisierte Unterscheidung, nämlich die zwischen Sammlung von Informationen und deren Aus- und Bewertung. Übersetzt auf den Alltag be-

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

deutet dies nichts weniger, als zunächst ungefiltert und ohne sofortige Deutung Fakten zu sammeln. Die Forderung nach der Trennung von Anamnese und Diagnose kann auch verstanden werden als Stop-Signal vor allzu schnellen (Vor-) Urteilen und Kategorisierungen, einer Gefahr, die in der Hilfepraxis sicherlich nicht gering sein dürfte.

- Viertens ist schließlich darauf hinzuweisen, dass gerade der Methodentransfer nach 1945 in erheblichen Maße zu einer Veränderung von Perspektiven beitrug, indem er die etablierte und nachwachsende SozialarbeiterInnengeneration – gerade durch die soziale Gruppenarbeit – nach Diktatur und Hitlerfaschismus mit neuen demokratischen Sichtweisen und Umgangsformen konfrontierte. C. W. Müller stellt in Bezug auf Wirkung und Ertrag von Kursen in sozialer Gruppenarbeit des Hauses Schwalbach in der Nachkriegszeit fest: „Das alles mag uns vierzig Jahre später alltäglich erscheinen. So alltäglich, dass wir uns die Bestimmungsgründe für solche kommunikativen Arrangements gar nicht mehr bewusst vergegenwärtigen. Für die ersten Jahre nach dem Zusammenbruch des Faschismus und seiner Erziehungspraktiken war es in der Tat ein Blick in eine neue faszinierende Welt, in der das Einfache und Machbare plötzlich eine neue Bedeutung, Wirkung und Würde gewann“ (C. W. Müller 1992, S. 57).

All diese Hoffnungen und Ansprüche wurden von der klassischen Methodenliteratur nicht bzw. nur in Ansätzen eingelöst: Intuition blieb – vermittelt über die Metapher der „Hilfe als Kunst“ (vgl. Lattke 1955) – zentrales Strukturelement methodischen Handelns; Wissen und Können als Basis beruflichen Handelns in der Sozialen Arbeit fand ihre Grenzen im bescheidenen Erkenntnisstand; die Trennung zwischen Anamnese und Diagnose wurde – wie Karberg (1973) dies aufgezeigt hat – faktisch nicht vollzogen, da die Diagnosekriterien den Anamneseprozess steuerten. Gleichwohl setzte die klassische Methodendiskussion diese Fragestellungen auf die Tagesordnung der professionellen Diskussion.

Mehr noch als diese drei Aspekte ist allerdings ein vierter bedeutsam, nämlich die Rolle der klassischen Methoden im Hinblick auf die Etablierung Sozialer Arbeit im Berufssystem und dem damit einhergehenden Professionalisierungsprozess. So formuliert C. W. Müller als These, „dass die Beachtung von Prinzipien methodischen Arbeitens, die Lehre dieser Prinzipien und der aus ihnen abzuleitenden Handlungsanweisungen ein wesentlicher Beitrag beim Übergang von der Verberuflichung zur Professionalisierung in der Sozialen Arbeit gewesen ist“ (C. W. Müller 1996c, S. 13). Zu den notwendigen Elementen einer Profession gehört die Verfügung über ein spezifisches und originäres Handlungsinstrumentarium, das die Effektivität des beruflichen Handelns ebenso ausweist wie die Originalität der Problembearbeitungsstrategien. Insofern ist der klassische Methodenkanon zu verstehen als „traditionelle Professionalisierungsstrategie“ der Sozialen Arbeit (Gildemeister 1996, S. 444).

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

Diese Professionalisierungsstrategie der Methodisierung war insofern erfolgreich, als sie zumindest die Phase der Verberuflichung Sozialer Arbeit stabilisieren konnte. In diesem Sinne ist T. Bock zuzustimmen, „dass die ‚klassischen' Arbeitsmethoden entscheidend dazu beigetragen haben, die Sozialarbeit zu einem anerkannten Beruf zu machen" (T. Bock 1984, S. 157). Wohlgemerkt: Dies sagt nichts über die Qualität der Methoden in Bezug auf ihre Auswirkungen und (unbeabsichtigten) Nebenwirkungen auf Klienten aus, sondern allenfalls etwas über ihre berufs- und professionsstrategische Bedeutung[4] für die Soziale Arbeit selbst.

Tatsache ist allerdings, dass die Fachdiskussion sich im Gefolge der radikalen Kritik der klassischen Methoden anderen Themenbereichen zugewandt hat. So resümieren etwa Siegfried Müller, Thomas Olk und Hans-Uwe Otto Anfang der 1980er Jahre: „Über ‚Methoden und Verfahren' zu diskutieren, war in den letzten zehn bis zwölf Jahren nicht sehr beliebt. (…) Das Interesse in Lehre und Forschung war mehr den Fragen nach den gesellschaftlichen Konstitutionsbedingungen sozialer Probleme und den institutionellen Voraussetzungen sozialer Arbeit zugewandt" (Müller/Olk/Otto 1982, S. 1).

Tipps zum Weiterlesen

Otto, H.-U./Schneider, S. (Hrsg.): Gesellschaftliche Perspektiven der Sozialarbeit, Bd. 2, Neuwied/Berlin 1973.

Baron, R./Dyckerhoff K./Landwehr, R./Nootbaar, H. (Hrsg.): Sozialarbeit zwischen Bürokratie und Klient. Dokumente der Sozialarbeiterbewegung. Sozialpädagogische Korrespondenz 1969–1973 (reprint), Offenbach 1978.

Müller, S./Olk, Th./Otto, H.-U. (Hrsg.): Handlungskompetenz in der Sozialarbeit/Sozialpädagogik, Bd. 1, Interventionsmuster und Praxisanalysen, Bielefeld 1982.

4 Aus diesem professionstheoretischen Blickwinkel wird nochmals deutlich, warum ein an die Medizin angelehntes Modell erfolgversprechender war, als etwa ein gesellschaftskritisches. Denn es ist kaum zu erwarten, dass Staat und Gesellschaft die Etablierung einer Profession fördert, stützt und stabilisiert, die letztlich auf ihre Veränderung abzielt. Insofern könnte man formulieren: Die Sozialarbeit trägt bei zur Stabilisierung der gegebenen Gesellschaft und genau dies ist der Grund, warum die Gesellschaft wiederum die Soziale Arbeit in diesem Jahrhundert stabilisiert.

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

8. Professionalisierung und Handlungskompetenz

Neue Antworten auf die Herausforderungen beruflicher Identität

Die Methodenkritik der 1970er Jahre hinterließ in zwei Richtungen „schwarze Löcher“:

- Zum einen stellte sich die Frage der Fundierung und Absicherung des Handelns von beruflich tätigen sozialen Fachkräften in den verschiedenen Hilfesettings neu (vgl. Kapitel 9);
- zum anderen musste Abschied genommen werden von einer Strategie der Professionalisierung[1], die wesentlich auf der Etablierung exklusiver Handlungsmethoden beruhte und die mittels dieser Methoden die Tätigkeit von Sozialarbeitern als originell, unabdingbar, gesellschaftlich nützlich und spezialisiert erweisen wollte.

Auch angesichts des nur begrenzten Erfolges dieser Strategie musste nach neuen Wegen gesucht werden, wie der Prozess der Professionalisierung weiter vorangetrieben werden könnte. Unter den Stichworten Professionalisierung und später Handlungskompetenz setzte ab Anfang der 1970er Jahre[2] eine intensive Diskussion um Rahmenbedingungen, Chancen, Möglichkeiten und Grenzen der Professionalisierung Sozialer Arbeit ein, die mit schwankender Konjunktur bis zum heutigen Tag weitergeführt wird.

(a) *Professionalisierung:* Zunächst stellt sich allerdings die Frage, was überhaupt mit Profession und Professionalisierung gemeint ist. Im Alltagsverständnis sprechen wir von „Professionalität“, wenn jemand seinen Job gut beherrscht, wenn er „sich auf sein Handwerk versteht“. Eine FleischfachverkäuferIn kann nach alltäglichem Verständnis somit ebenso als „Profi“ angesehen werden wie eine AutomechanikerIn, eine SchreinerIn, eine KöchIn oder eine ÄrztIn, insofern sie ihren aus der beruflichen Tätigkeit resultierenden Anforderungen in besonderer Weise gerecht werden.

---

1 Nach Dewe et al. erwies sich diese klassische Professionalisierungsstrategie per se als nur begrenzt erfolgversprechend und erfolgreich. „Die methodische Befruchtung schien tendenziell darauf hinauszulaufen, sich von einer diffusen Alltagspragmatik loszusagen, um der Sozialarbeit/Sozialpädagogik überhaupt erst einmal im Kanon der Wissenschaften und Professionen einen – wenn auch – billigen Stehplatz zu sichern. Dennoch reichte diese ohnehin verbilligte Eintrittskarte für einen Stehplatz angesichts methodischer Vagheit und Unschärferelationen und angesichts sozialwissenschaftlicher Abstinenz oftmals nicht, um am ‚Spiel der Professionen‘ teilzunehmen“ (Dewe et al. 1986, S. 191).

2 Vgl. als Ausgangspunkt Otto/Utermann (1973).

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

Aus (berufs-)soziologischer Sicht ist diese „Definition" allerdings nicht hinreichend. Vielmehr ist zwischen Arbeit, Beruf und Profession[3] zu unterscheiden: Arbeit bezieht sich demnach allgemein auf die tätige Auseinandersetzung des Menschen mit der belebten und unbelebten Natur. Als *Arbeit* kann ein Haarschnitt oder eine Beratung genauso verstanden werden wie die Pflege des heimischen Gartens oder die Kindererziehung. Der *Beruf* hingegen bezieht sich auf jene Tätigkeiten, die bezahlt, in gesellschaftlich organisierten Kontexten erbracht und auf dem Arbeitsmarkt gehandelt werden[4]. Während also Beruf jene Teilmenge der gesamten Arbeit darstellt, die in Form standardisierter Tätigkeitsmuster marktfähig und marktgängig geworden sind, bezieht sich *Profession* wiederum auf eine spezielle Ausprägung beruflicher Tätigkeit, die mit einem besonders hohen Ansehen verbunden ist. In diesem Sinne definiert Regine Gildemeister:

> „Professionen gelten als ‚gehobene Berufe' mit den entsprechenden Ausprägungen in Einkommen, Status, Prestige und Einfluss. Basis dafür ist die Herausbildung spezifischer Qualifikationsanforderungen an die Berufsausübung auf der Grundlage systematisierten (wissenschaftlichen) Wissens. Um diese Qualifikation sicherzustellen, üben Professionen eine Kontrolle über den Berufszugang durch die Einrichtung von speziellen (akademischen) Ausbildungsgängen und durch die Herausbildung berufsständischer Normen (Berufsethik) aus. Die Berufsausübung selbst ist durch ein hohes Maß an Freiheit von Fremdkontrolle gekennzeichnet. An deren Stelle tritt die Selbstkontrolle der Professionsangehörigen: Berufsverbände übernehmen die Aufgabe, die Berufsausübung nach fachlichen und ethischen Standards zu überwachen. Im Idealfall geschieht die praktische Berufsausübung also in weitestgehender Autonomie gegenüber Klienten und Institutionen – Modell ist hier die selbständige, freiberufliche Tätigkeit. Grundlage dafür ist ein gesellschaftliches Mandat, das den Professionellen ein Monopol beim Angebot der von ihnen erbrachten Leistungen sichert" (Gildemeister 1996, S. 443).

Nach diesem Verständnis ist Professionalisierung mehr als qualitativ hochwertiges berufliches Handeln. Es ist vielmehr gebunden an spezielle Rahmenbedingungen und Kriterien, auf die noch einzugehen sein wird. Folgt man dieser Auffassung, so kann weder der Automechaniker noch der Schreiner – so gut er „sein Handwerk" auch verstehen mag – als Professioneller angesehen werden, da diese Tätigkeitssegmente den oben angesprochenen Kriterien nicht entsprechen.

Wie ein Prozess aussehen kann, in dessen Rahmen sich ein Beruf zu einer Profession, einem „gehobenen Beruf" weiterentwickelt, beschreibt Kurt

3 Vgl. zum Folgenden Bohle/Grunow (1981); Utermann (1973); Beck/Brater/Daheim (1980).

4 In diesem Sinne definieren Beck/Brater/Daheim Beruf als „komplexe, institutionalisierte Bündelungen der marktrelevanten Arbeitsfähigkeiten von Personen" (Beck/Brater/Daheim 1980, S. 19).

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

Utermann: „Am Beginn steht die objektive Notwendigkeit gesteigerter Anforderungen an das systematisierte Wissen der Positionsinhaber zur Problemlösung auf dem ihnen anvertrauten Bereich. Es folgt daraus eine Neuordnung und die Höherqualifizierung des Ausbildungswesens für diesen Beruf. Damit verbindet sich oft eine Selbstklärung innerhalb der Berufsgruppe, die ihre Funktionen einer Analyse unterwirft und dabei gegebenenfalls Tätigkeiten, die sie für sich nicht mehr als sachgerecht sieht, an Angehörige eines anderen Berufes abzugeben bestrebt ist. Die Berufsgruppe organisiert sich fester in einer stärkeren Berufsorganisation. Diese bemüht sich um einen Berufskodex und entsprechende staatliche Regelungen. Eine dauerhafte, institutionalisierte Verbindung zwischen wissenschaftlicher Forschung und Praxis wird notwendig. Je mehr die Planung im Bildungs- und Berufswesen zunimmt, desto stärker wird die Steuerung der Professionalisierung von dieser Planung abhängig“ (Utermann 1973, S. 20 f.). Die klassischen Vorbilder dieses Professionalisierungsmodells sind z. B. die freien Berufe des Arztes und des Rechtsanwaltes.

An diesen Beispielen wird deutlich, wo die Attraktivität für eine Berufsgruppe liegt, sich von einem „einfachen Beruf“ zu einer „gehobenen Profession“ zu entwickeln, nämlich in einem Zugewinn an Status, Ansehen, Autonomie und Bezahlung, zweifelsohne nicht zu unterschätzende Faktoren. Die Professionalisierungsdebatte in der Sozialen Arbeit ist mithin auch immer unter der Perspektive zu betrachten, dass Professionalisierung als „kollektives Aufstiegsprojekt“ (Olk 1986, S. 27) zu verstehen ist, d. h. als Versuch, die eigene Berufsgruppe auf der Leiter gesellschaftlichen Ansehens und gesellschaftlicher Anerkennung einige Sprossen nach oben klettern zu lassen.

Dies gilt besonders für den Beginn der Debatte in den 1970er Jahren, in denen die Soziale Arbeit bei weitem noch nicht die heutige Verbreitung und Etablierung in Praxis, Ausbildung und Wissenschaft erreicht hatte (vgl. Rauschenbach 1992). So formulieren schon Hans-Uwe Otto und Klaus Utermann: „Professionalisierung ist auch Statuspolitik. Natürlich geht es einer Berufsgruppe in ihrem Kampf um Professionalisierung auch um das Ziel, über Statuserhöhung und Prestigezuwachs eine entsprechende soziale und ökonomische Niveauerhöhung zu erreichen“ (Otto/Utermann 1973, S. 11). Primär allerdings geht es der Diskussion um die Professionalisierung der Sozialen Arbeit um einen Zugewinn an beruflicher Autonomie, vermittelt über eine wissenschaftliche Fundierung des beruflichen Wissens und Könnens von Fachkräften. Entsprechend heben Otto/Utermann hervor: „Mit zunehmender Professionalisierung bildet sich eine Autonomie in der beruflichen Entscheidung heraus; das bedeutet, dass der Praktiker auf der Grundlage des anerkannten Sachverstandes einen größeren Freiheitsraum erlangen sollte, seine Entscheidungen ohne externen Druck durch Anstellungsträger, Klienten und andere zu treffen und durchzusetzen. Die Basis der Berufsrolle verschiebt sich dabei idealtypisch von dem zugeschriebenen, mit

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

der bürokratischen Organisationen verbundenen Status hin zu einer eigenständigen Sachverständigkeit“ (ebd., S. 10).

Der Ausgangspunkt der Diskussion um Sozialarbeit als Profession zu Beginn der 1970er Jahre ist die Auseinandersetzung mit der so genannten „indikatorisch-merkmalstheoretischen“ Position der Professionalisierungstheorie (vgl. Dewe et al. 1986; Dewe/Otto 1987). Hinter diesem Begriff verbirgt sich zunächst nichts anderes, als dass man am Beispiel der klassischen Professionen (z. B. Arzt und Rechtsanwalt) bestimmte Merkmale ermittelte, die dann als konstitutiv für Professionen überhaupt angenommen wurden. Die Soziale Arbeit musste sich folglich an diesen Kriterien messen lassen, um herauszufinden, ob und wieweit überhaupt von einer Professionalisierung sozialer Berufsarbeit ausgegangen werden kann.

Betrachtet man nun die verschiedenen Ansätze, die sich dieser Vorgehensweise verpflichtet fühlen, so stellt man zunächst fest, dass es keine Einheitlichkeit der zugrunde liegenden Kriterien gibt[5]. Als „gemeinsamer Fundus“ können jene Aspekte angesehen werden, die auch schon in der zitierten Definition von Gildemeister angeklungen sind. Danach gehören konstitutiv zu einer Profession:

- wissenschaftlich fundierte Sonderwissensbestände und Terminologien;
- langandauernde, theoretisch fundierte Ausbildungsgänge (vor allem) auf akademischem Niveau;
- ein Kanon an kodifizierten Verhaltensregeln (code of ethics) und Methoden;
- eine autonome Fach- oder Sachautorität;
- ein exklusives Handlungskompetenzmonopol;
- eine in Berufsverbänden organisierte Interessenvertretung und Selbstkontrolle;
- ein Tätigkeitsbereich, der im Sinne eines Dienstes an der Allgemeinheit interpretiert werden kann.

Versucht man die Antworten auf die Frage nach dem Stand der Professionalisierung Sozialer Arbeit zusammenzufassen, so fällt eine erhebliche Bandbreite auf: Sie reicht – wie Olk resümiert (1986, S. 16) – vom Befund der unvollständigen über die nicht abgeschlossene bis zur misslungenen Professionalisierung, von der Kennzeichnung als Semiprofession bis hin zur These von der „Überprofessionalisierung[6]“. B. Müller (1991) unterscheidet zwei Antwortkategorien: die einen kommen zu dem Ergebnis einer misslungenen Professionalisierung, die anderen zum Befund einer misslungenen Professionalisierungsdiskussion.

5 Vgl. etwa Utermann (1973); Lingesleben (1973); Dewe u. a. (1986); Bohle/Grunow (1981).

6 Diese Annahme findet sich allerdings zumeist nur in kritischem Bezug auf die Professionalisierungsdebatte (vgl. Marzahn 1979).

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

(1) Die misslungene Professionalisierung: Die meisten Beiträge zur frühen Professionalisierungsdebatte kommen zu dem Ergebnis, dass die Soziale Arbeit – gemessen an den beschriebenen Kriterien – (noch) keine Profession sei: Das Fehlen einer einheitlichen wissenschaftlichen Grundlage, fehlende fachliche Autonomie aufgrund der Einbindung in bürokratische Entscheidungs- und Handlungskontexte, fehlendes Handlungsmonopol in den Arbeits- und Einsatzfeldern der Sozialen Arbeit, fehelende professionelle Kontrollinstanz, all diese „Befunde" führen zu einer eher negativen Einschätzung des Entwicklungsprozesses vom Beruf zur Profession. Trotz weitgehender Gemeinsamkeiten in der Diagnose lassen sich allerdings drei Varianten idealtypisch unterscheiden:

- *Sozialarbeit auf dem Weg zur Profession:* Ein Teil der Beiträge kommt zu dem Ergebnis, dass die Soziale Arbeit die Kriterien zwar bislang nicht erfüllt, gleichwohl befände sie sich auf dem Weg zur Professionalisierung, müsste mithin noch Schwachstellen hinsichtlich Wissenschaftlichkeit, Ausbildungssystem etc. eliminieren, um den Prozess zu vollenden. So konstatiert etwa Lingesleben, „dass es sich bei dem Sozialarbeiterberuf wahrscheinlich heute schon zumindest um einen halbprofessionalisierten Beruf handelt, dem allerdings bisher fast überwiegend doktrinäres Wissen zugrunde liegt" (Lingesleben 1973, S. 53). Obwohl sie demnach noch nicht voll professionalisiert sei und noch Entwicklungsschritte gehen müsse, identifiziert der Autor „eine echte Tendenz zur Professionalisierung" (ebd., S. 65). Sozialarbeit befindet sich also irgendwo auf dem Weg von der Arbeit über die Verberuflichung zur Professionalisierung. Professionalisierung bleibt das anzustrebende und zu erreichende Entwicklungsziel der Sozialen Arbeit.

- *Sozialarbeit als Semiprofession:* Während die erste Position noch optimistisch an die Überwindung bestehender Defizite glaubt, betont eine zweite, dass Sozialarbeit aufgrund ihrer Konstitutionsbedingungen bestimmte Kriterien des klassischen Professionalisierungsmodells gar nicht erfüllen könne. Insbesondere die Integration von Sozialer Arbeit in bürokratische Handlungsvollzüge verhindere eine autonome Berufspraxis. Semiprofessionen können begriffen werden als „soziale Gebilde (…), die nur teilweise oder unvollkommen qua sozialer Mechanismen eine eigene Fachkompetenz gegenüber dem Laienpublikum wie auch gegenüber der Gesellschaft als ganzer für sich beanspruchen und/oder durchsetzen können" (Dewe et al. 1986, S. 195). So mangelt es Semiprofessionen u. a. an festen Zugangsregeln der Berufszugehörigkeit, an klar umrissenen Geltungsbereichen der Berufsautonomie, an Standesgerichten, die über die Einhaltung von Standards und ethischen Prinzipien wachen, an einem Monopol über die Interpretation bestimmter gesellschaftlicher Werte, an einem Interpretationsmonopol gegenüber konkurrierenden Professionen sowie an einer eigenen Logik des Handelns. „Als Folge unvollendeter Professionalisierung resultieren hieraus schließlich eine ‚diffuse Allzuständigkeit' und ein geringes Maß an ‚autonomer-ganzheitlicher Kunstlehre'" (ebd., S. 196). Soziale

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

Arbeit als Semiprofession wäre somit keine Übergangsphase, sondern ein den besonderen Konstitutionsbedingungen geschuldeter Status.

- *Professionalisierung als „Scheinproblem":* Die wohl radikalste Interpretation des Professionalisierungsdilemmas legt Helge Peters (1973 b) vor. Nach seiner Auffassung ist die Forderung nach einer Professionalisierung der Sozialen Arbeit nur ein Scheingefecht, da die Soziale Arbeit im Grunde genommen gar kein Interesse an einer Verwissenschaftlichung und Autonomisierung haben kann. Die wissenschaftliche Fundierung der Sozialen Arbeit hätte nämlich weitreichende Konsequenzen: Sie „würde den Sozialarbeiter also häufig darauf hinweisen, dass seine Handlungsmöglichkeiten weit weniger effizient sind. Er würde erkennen, dass sein Aktionsradius zu klein ist, um die Probleme, deren Ursache er analysiert hat, so zu lösen, wie es möglich wäre" (Peters 1973 b, S. 109). Mit anderen Worten: Die Probleme, die Sozialarbeit als Agentur der Gewährleistung gesellschaftlicher Normalitätsmuster zu bearbeiten habe, liegen nach Auffassung von Peters ursächlich außerhalb der Reichweite individualisierender Hilfe. Sie bedürfen vielmehr gesellschaftlicher Veränderungen, mithin einer (sozial-)politischen Bearbeitung. Würde sich die Sozialarbeit verwissenschaftlichen, so käme sie an der Erkenntnis ihrer Nutzlosigkeit kaum vorbei. Die Forderung nach Professionalisierung, die zwingend Verwissenschaftlichung voraussetzt, gerät somit in die Nähe der Forderung nach der eigenen Abschaffung. Da dies nicht im Interesse der Sozialen Arbeit sein kann, gerät die Diskussion um Professionalisierung zu „viel Lärm um nichts", da sich Intention und Funktion unversöhnlich gegenüberstehen.

(2) Die misslungene Professionalisierungsdiskussion: Ein zweiter Strang der Professionalisierungsdebatte könnte dahingehend zusammengefasst werden, dass nicht die Professionalisierung als Projekt (bislang) misslungen ist, sondern vielmehr die Art und Weise der Diskussion unzureichend ist, um den Spezifika der Sozialen Arbeit als berufliches Handeln von Fachkräften gerecht zu werden. Und in der Tat lassen sich aus verschiedenen Perspektiven Kritikpunkte an der klassischen Professionalisierungsdebatte anführen:

- Das Indikatorenmodell weist einige analytische Schwachstellen auf. Nicht nur, dass wenig geklärt ist, welche Kriterien nun unabdingbar sind und welche nicht (einige Autoren nennen etwa freiberufliche Tätigkeit als unabdingbare Voraussetzung, andere nicht), so ist auch die relative Bedeutung einzelner Faktoren wenig geklärt: Ist etwa die Existenz von Standesorganisationen ebenso wichtig wie die Fundierung beruflichen Wissens und Könnens in wissenschaftlichen Erkenntnissen? Ist das Tätigkeitsmonopol in bestimmten Aufgabenfeldern ebenso unabdingbar wie die Existenz akademischer Ausbildungsgänge? Hinzu kommt weiterhin, dass die strukturellen Beziehungen zwischen einzelnen Faktoren nicht hinreichend geklärt sind: Ist z. B. fachliche Autonomie Voraussetzung oder Ergebnis von Professionalisierung? In welchem Verhältnis

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

steht die autonome Disziplinentwicklung auf der wissenschaftlichen Ebene zur Etablierung von akademischen Ausbildungsgängen? Hier schlagen sich mithin die Folgewirkungen eines Modells[7] nieder, das weniger theoretisch begründet ist, als vielmehr deskriptiv Merkmale zu destillieren und anzuwenden versucht.

- Zentraler ist allerdings die Frage, ob die klassischen Professionen, die als Grundlage der Gewinnung von Indikatoren für das oben beschriebene Modell gedient haben, überhaupt zum Maßstab für Professionalisierungsprozesse generell herhalten können. Prozesse der Verberuflichung und Professionalisierung vollziehen sich in bestimmten historischen Kontexten. Warum, so die Frage, sollten Professionalisierungsprozesse im 20. Jahrhundert nach den gleichen Kriterien verlaufen und beurteilt werden, wie etwa solche in früheren Epochen? So stellt sich etwa die Frage, ob der Konflikt zwischen beruflicher Autonomie und bürokratischer Kontrollstruktur ebenso bedeutsam ist für solche Professionen, die sich erst im Zuge der Herausbildung des Sozialstaates etablieren konnten. Denn auch hier zeigt sich bei genauerer Betrachtung, dass auch Angehörige klassischer Professionen keineswegs frei von bürokratischer Einbindung und Kontrolle sind (z. B. bei Juristen in der öffentlichen Verwaltung, Krankenhausärzten etc.). Olk betont: „Das idealtypische Konstrukt der ‚old-established' profession ist daher umso weniger brauchbar (…), wie der Anteil von ‚Professionen' anwächst, der von vornherein im Kontext bürokratischer Arbeitsteilung entstanden ist. In diesen Fällen ist es sinnvoller, alternative Verläufe von Professionalisierungsvorgängen konzeptionell vorzusehen, um diese dann im Einzelnen empirisch rekonstruieren zu können. Das idealtypische Konstrukt der ‚klassischen' Professionen würde hier keinerlei Erkenntnisgewinn mehr ermöglichen, sondern allenfalls notorische Professionalisierungsdefizite bestätigen" (Olk 1986, S. 40).
- Während sich die ersten beiden Kritiklinien noch innerhalb des Professionalisierungsdiskurses bewegen, zweifelt eine dritte den Sinn von Professionalisierungsbemühungen generell an, da Professionalisierung nach ihrer Auffassung einhergehe mit der Entmündigung von Klienten. Dies gilt ganz besonders für die Soziale Arbeit, da sie sich solcher Probleme annimmt, die in der alltäglichen Lebensbewältigung anfallen. So hebt Christian Marzahn hervor: „Gegenüber dieser Selbsthilfe-Tradition, in der die Kompetenz der Problemdeutung und -lösung immer eine kollektive Kompetenz der Betroffenen war, kann die Professionalisierung der Sozialpädagogik als Prozess der Enteignung sozialer Problemlösungs-

7 Vgl. zu dieser Kritik Dewe u. a. (1986, S. 187 f.). Aufgrund dieser Kritik am Indikatoren-Modell wurden andere Ansätze diskutiert, z. B. machttheoretische und interaktionistische. Auf diese soll und kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden. Vgl. dazu Dewe u. a. (1986); Dewe/Otto (1987); Dewe/Ferchhoff/Radtke (1992); Olk (1986). Vgl. überdies zur neueren Professionalisierungsdiskussion Schütze (1996); Merten/Olk (1996); Hörster/Müller (1996).

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

kompetenz verstanden werden. Diese geht von den Betroffenen auf die Sozialpädagogen – nebst anderen professionellen Problemlösern – über und wird hier monopolisiert. Dem entsprechen das besondere Wissen, die besondere Sprache, die besondere Methode und schließlich die besondere gesellschaftliche Macht, die den Professionellen ausmachen" (Marzahn 1979, S. 82). Die Konsequenz dieser Position ist letztlich der Verzicht auf weitere Professionalisierungsbemühungen und die Stärkung der Selbsthilfepotentiale und -möglichkeiten der Betroffenen.

Auch wenn diese letzte, radikale Kritiklinie in den 1980er Jahren ihren Niederschlag in einer breiten Thematisierung von Selbsthilfe, Selbsthilfebewegung und ihrer Förderung fanden, so brach doch die Professionalisierungsdebatte nicht ab. Anders als in den 1970er Jahren verfolgte sie aber nicht mehr die Strategie, sich an den klassischen Professionen zu messen, sondern vielmehr Professionalisierungsprozesse auf Konstitutionsbedingungen sozialpädagogischen Handelns zu beziehen, d. h. beispielsweise Allzuständigkeit und doppeltes Mandat (vgl. Kapitel 2) nicht mehr als Effekte mangelnder Professionalisierung oder gar als Hinderungsgründe von Professionalisierung wahrzunehmen, sondern vielmehr als konstitutive Rahmenbedingungen sozialarbeiterischer Intervention[8] mitzudenken. Die Professionalisierungsdebatte trat damit in eine „selbstbewusstere" Phase ein, die unter den Stichworten „stellvertretende Deutung" und „Alltags- und Lebensweltorientierung" nach Wegen einer „nicht expertokratischen" und damit nicht entmündigenden Handlungspraxis suchte, die an späterer Stelle noch angesprochen wird (vgl. Kapitel 10).

Hinsichtlich der ersten Phase der Professionalisierungsdiskussion lässt sich resümieren,

- dass sie primär von Statusinteressen getragen wurde und durch den Vergleich mit den klassischen Professionen gekennzeichnet war;
- dass sie geprägt war von dem Glauben, mittels wissenschaftlicher Erkenntnisse und Verwissenschaftlichung der Ausbildung ein vergleichbar hohes Maß an sozialtechnologischer Effizienz und Effektivität zu erreichen, wie die etablierten Professionen sie zu haben scheinen;
- dass die Frage nach den Methoden Sozialer Arbeit, die nach Gildemeister in der ersten Phase noch die „Grundlage des spezifischen professionellen Wissenssystem abgeben" (Gildemeister 1983, S. 50), wenn überhaupt, so nur noch am Rande vorkommt.

(b) *Handlungskompetenz:* Nicht zuletzt aufgrund dieses Zuschnitts blieb die Professionalisierungsdebatte in erster Linie eine akademische, die die Handlungspraxis Sozialer Arbeit nur am Rande wahrnahm und erreichte. Mit anderen Worten: Ob Soziale Arbeit nun halbprofessionell, semiprofessi-

8 So stellt etwa Fritz Schütze heraus: „Die Paradoxien des professionellen Handelns gehören zur Logik der professionialistisch orientierten Experten-Berufsarbeit wie die Interaktionspostulate zur Logik kommunikativer Interaktion" (Schütze 1992, S. 163).

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

onell oder überprofessionalisiert ist, interessiert den Praktiker zunächst recht wenig[9], stellen sich ihm doch ganz andere Probleme, nämlich die Bewältigung seiner Alltagspraxis in den Institutionen und mit seinen Klienten.

Unter anderem als Antwort auf diese spezifischen Defizite der Professionalisierungsdebatte erlebte Anfang der 1980er Jahre die Auseinandersetzung um die Handlungskompetenz in der Sozialen Arbeit eine kurze aber heftige Blüte. Den Unterschied zwischen beiden Diskursen stellt Glagow heraus: „Die Professionsdebatte ist eher in der Sozialdimension angesiedelt: sie interessiert sich primär für die machttheoretische Frage, unter welchen Umständen und mittels welcher Strategien eine Berufsgruppe es schafft, sich ein exklusives Kompetenzmonopol anzueignen, und welche Möglichkeiten und Grenzen einer gesellschaftlichen Kontrolle der Arbeitserledigung dieser Berufsgruppe es dann noch gibt. Demgegenüber ist die Handlungskompetenzdebatte eher in der Sachdimension angesiedelt: sie interessiert sich primär dafür, welche kognitiven, normativen und motivationalen Kompetenzen einer Berufsrolle zukommen müssen, damit das der jeweiligen Berufstätigkeit zugrunde liegende gesellschaftliche Problem adäquat bewältigt werden kann“ (Glagow zit. nach Dewe et al. 1986, S. 232 f.). Die Frage nach der Handlungskompetenz von Sozialarbeitern versucht mithin im Horizont der Anforderungen des Arbeitsfeldes ein Profil des Wissens und Könnens zu ermitteln, welches angemessenes berufliches Handeln ermöglicht. In diesem Sinne stellt die Handlungskompetenzdebatte zwar einen Perspektivenwechsel dar, der aber zugleich im Horizont der Professionalisierungsfrage verbleibt. Oder anders formuliert: „die Diskussion um die sozialpädagogische Handlungskompetenz [stellt sich, d.V.] als neue Version der Professionalisierungsstrategie dar“ (Dewe/Ferchhoff/Peters 1984, S. 298), die ihren Blick aber nun von dem Vergleich mit klassischen Professionen zu den eigenen Handlungsbedingungen und Handlungsmöglichkeiten lenkt.

Diese Intention drückt sich z. B. aus in den Vorschlägen der Studienreformkommission Nordrhein-Westfalen, die für die Studienreform im außerschulischen Erziehungs- und Sozialwesen den Begriff der „professionellen Handlungskompetenz“ zum Schlüsselbegriff wählte (vgl. Keil u. a. 1981). „Mit dem in diesem Zusammenhang neuen Begriff soll eine der wesentlichen Intentionen für die erforderliche Neuordnung des Studienganges akzentuiert werden: Die Aufmerksamkeit soll auf Funktionen und Bereiche von Studium gelenkt werden, die bisher nicht genügend berücksichtigt werden, aber unbestritten als zentral gelten, und zwar soll Studium nicht nur Bemühen um Wissen sein, sondern auch Erwerb von Handlungsfähigkeit“ (Nieke 1981, S. 17). Professionelle Handlungskompetenz lässt sich nach diesem Konzept in drei Dimensionen beschreiben:

9 Die Professionalisierungsdebatte war zweifelsohne notwendig und ertragreich. Gleichwohl ist mit B. Müller zu betonen: „Die Professionalisierung der Sozialpädagogik schritt … munter fort. Aber nur die ihrer Theorie“ (B. Müller 1982, S. 136).

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

- Wahrnehmungskompetenz, d. h. die Entwicklung einer wissensbasierten Sensibilität für Handlungssituationen;
- Interaktions- und Kommunikationskompetenz, d. h. die „Verfügung über Rollenhandeln (einschließlich des Hineindenkens und -fühlens in die Rollen der anderen in einer Situation Handelnden: Rollenübernahme, Empathie) sowie die Verfügung über die jeweils angemessenen Situationsdefinitionen“ (ebd., S. 21) einerseits sowie Sprach- und Verstehensfähigkeit andererseits;
- Reflexionskompetenz, d. h. „die Fähigkeit zu komplexem und kritischem Denken und die Fähigkeit zur Selbstreflexion“ (ebd., S. 23).

Wenngleich sicherlich nicht falsch, bleibt diese begriffliche Ausdifferenzierung doch eher konturenlos, ist sie in ihrer Konkretisierung doch wenig fachspezifisch und verbleibt letztlich auf der Ebene allgemeiner menschlicher Fähigkeiten – denn welcher Mensch[10] sollte nicht sensibel für Situationen, sprachfähig, rollenkompetent und fähig zur Selbstreflexion sein.

Weiter gehen hier die in den beiden Bänden zur „Handlungskompetenz in der Sozialarbeit/Sozialpädagogik“ (vgl. S. Müller et al. 1982, 1984) dokumentierten Ergebnisse einer Arbeitstagung der Kommission Sozialpädagogik der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft. Auch diesen Bänden geht es um einen Perspektivenwechsel hin zu Fragen notwendiger Bestände an Wissen und Können für die Praxis Sozialer Arbeit, um die Schnittfläche von sozialen Problemen, (institutionalisierter) Hilfsangebote und praktischen Hilfeprozessen. Leitfragen sind dabei: „Welche Kompetenzen sind vom sozialpädagogischen Feld her gefordert? (…) Welche Anforderungen an die Persönlichkeit werden von einem Sozialarbeiter erwartet?“ (S. Müller et al 1982, S. I).

Die Beiträge sind in mehrerer Hinsicht interessant: Zum einen dokumentieren sie die Notwendigkeit einer theoretischen Vermessung der Rahmenbedingungen sozialpädagogischen Handelns als Fundament der Entwicklung methodischer Problembearbeitung (vgl. z. B. den Beitrag von Rauschenbach/Treptow 1984). Zum anderen belegen sie allerdings auch, dass mit der gemeinsamen Chiffre „Handlungskompetenz“ durchaus unterschiedliche Begriffsinhalte verbunden werden und damit auch unterschiedliche Strategien der Ermittlung notwendiger Bestandteile. Als Beispiel seien hier nur die Beiträge von Winkler (1984) sowie Lau/Wolff (1982) angeführt. Winkler bestimmt unter Rückgriff auf die Sprachtheorie Noam Chomskys Kompetenz als theoretisches Konstrukt und theoretische Kategorie. „Kompetenz stellt sich in ihrem Inhalt als eine strikte Theorie dar, die von den Besonderheiten der Praxis abstrahierend konstruiert wird“ (Winkler 1984, S. 220). Handlungskompetenz in

10 Nach Dewe et al. stellen sich diese Dimensionen der Handlungskompetenz „im Grunde genommen dar als Kompetenzen, über die im Regelfall, falls man sie ihm/ihr nicht abgesprochen hat, jedermann/-frau verfügt, weil er/sie diese im Prozess primärer und sekundärer Sozialisation quasi naturwüchsig erwirbt. Was das Professionelle ausmacht, bleibt zumindest unklar“ (Dewe et al. 1984, S. 318).

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

der Sozialen Arbeit kann demnach nicht in Form von Handlungswissen konkretisiert werden, sondern ist vielmehr immer Reflexionswissen, das der Entschlüsselung von Situationen, institutionellen Kontexten, sozialen Problemen etc. dienlich ist, nicht aber unmittelbar in Handlungsregeln übersetzt werden kann. Lau/Wolff hingegen wenden sich explizit gegen „die Anmaßung, die Qualität sozialer Arbeit und die Kompetenzen der Sozialarbeiter ‚von oben' (administrativ/juristisch) oder ‚von außen' (psychologisch/soziologisch/sozialpädagogisch) zu bestimmen" (Lau/Wolff 1982, S. 261). Sie schlagen vielmehr vor, Modelle der Handlungskompetenz aus gelungener sozialpädagogischer Praxis quasi mittels empirischer Forschung[11] abzulesen. Hier Handlungskompetenz als theoretisch fundiertes Reflexionswissen, dort Handlungskompetenz als Destillat von Alltagspraxis!

Die kurze Blüte des Perspektivenwechsels von der Professionalisierungsfrage zur Handlungskompetenzdebatte trug – will man ein kurzes Fazit ziehen – sicherlich dazu bei, den Blick von der Selbstthematisierung wieder auf den Prozess der Hilfe, d. h. auf die Schnittfläche von beruflich tätigen Fachkräften einerseits und Klienten andererseits zu lenken. Der praktische Ertrag dieser Diskussion war aber weniger eine Initialzündung für die Entwicklung neuer Methodenkonzepte. Sowohl Professionalisierungs- wie auch Handlungskompetenzdebatte trugen allerdings dazu bei, dass die Methodendiskussion ihrer Naivität und Normativität beraubt wurden. Hinter die Erkenntnis, dass es zunächst einer wissenschaftlichen Durchleuchtung der Handlungsbedingungen Sozialer Arbeit, ihrer Funktionslogik, ihres institutionellen Rahmens usw. bedarf, um darauf aufbauend jenseits idealistischer „Wunschkonstruktionen" planvolle Handlungsmuster zu entwickeln, kann man nun nicht mehr zurückfallen. Erst die Entschlüsselung der „Grammatik institutionalisierten pädagogischen Handelns" (Dewe/Ferchhoff/Radtke 1992, S. 12) ermöglicht es, im Bewusstsein der Besonderheiten sozialpädagogischen Handelns realistisch über Methodenentwicklung und Methodenverwendung neu nachzudenken jenseits einer Methodendebatte als Theorieersatz. Denn auch das ist ein Ertrag der Professionalisierungsdebatte:

11 Lau/Wolff betonen: „In Absetzung von sozialpädagogischen Kompetenztheorien betrachten wir Sozialarbeiter grundsätzlich als kompetent, und zwar in dem Sinne, dass sie die praktischen Probleme ihrer Arbeitssituation mit den ihnen zur Verfügung stehenden Methoden (…), in einer Weise bewältigen, die Kollegen, Vorgesetzten und Klienten als ‚normal' und ‚selbstverständlich' erscheint, die keine Krisen auslöst und Skandale befürchten lässt, bei der ihnen niemand dreinredet, die folglich von keinem Beteiligten als der gegebenen Situation völlig unangemessen erlebt werden kann" (Lau/Wolff 1982, S. 296 f.). Eine solche, auf den ersten Blick durchaus einleuchtend erscheinende Position birgt einige Probleme in sich. Ganz abgesehen davon, dass das Fehlen von Skandalen und Krisen noch nicht als positiver Erfolgsindikator gewertet werden kann, steht eine solche Strategie in der Gefahr, die geläufige Praxis festzuschreiben. In Normalitätskonstruktionen sozialer Einrichtungen geht immer auch die z. T. verdeckte Grammatik der Institutionen, ihre „geronnene" Normativität ein. Erst der theoretisch aufgeklärte Blick erlaubt es jenseits der Routinen des Alltags die Frage nach Sinn und Unsinn, und damit nach möglichen Veränderungen reflexiv anzugehen.

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

Sie löst das Theorie-Praxis-Problem zwar nicht auf, macht allerdings anschaulich, dass die theoretische Klärung Voraussetzung einer professionellen Praxis ist.

Allerdings ist damit ein Forschungsprogramm beschrieben, das trotz erheblicher Fortschritte in weiten Teilen noch der Bearbeitung bedarf. Die Handlungskompetenzdebatte lieferte hier zwar durchaus erste produktive Ansätze einer theoretischen Vermessung sozialpädagogischer Handlungsbedingungen, in weiten Teilen blieben die Handlungskompetenzmodelle allerdings normative Setzungen (vgl. Olk 1986, S. 184).

Die Frage, ob Soziale Arbeit nun eine Profession ist oder nicht, ist bis zum heutigen Tag Gegenstand der Auseinandersetzung. Oder, wie es Dewe/ Ferchhoff/Radtke in Bezug auf die erzieherischen Berufe insgesamt resümieren: „Die Verberuflichung des Erziehens ist historisch weitgehend abgeschlossen. (…) Unerledigt ist die Frage der Professionalisierung des Erziehens. Die Formulierung und die Institutionalisierung pädagogischer Berufsbilder und ihre Legitimation durch entsprechende Zertifikate stellen keine Garantie für Professionalität dar“ (Dewe/Ferchhoff/Radtke 1992, S. 7).

Tipps zum Weiterlesen

Müller, S. u. a. (Hrsg.): Handlungskompetenz in der Sozialarbeit/Sozialpädagogik, Bd. I und II, Bielefeld 1982, 1984.

Dewe, B. u. a.: Professionalisierung – Kritik – Deutung. Soziale Dienste zwischen Verwissenschaftlichung und Wohlfahrtsstaatskrise, Frankfurt/M. 1986.

Olk, Th.: Abschied vom Experten. Sozialarbeit auf dem Weg zu einer alternativen Professionalität, Weinheim/München 1986.

Otto, H.-U./Utermann, K. (Hrsg.): Sozialarbeit als Beruf. Auf dem Weg zur Professionalisierung? München ^{2}1973.

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

9. Soziale Arbeit oder Therapie?

Der Psychoboom als Antwort auf die Methodenkritik

Das zweite „schwarze Loch", welches die Methodenkritik hinterließ, war der Verlust der Gewissheit, über akzeptierte, zielsichere und problemadäquate Handlungsinstrumente – professionsspezifische Methoden und Techniken – zu verfügen. Auch wenn die Ausbildungsinstitutionen den klassischen Methodenkanon auch mangels entsprechender Alternativen noch einige Zeit zu konservieren versuchten, so war doch das methodische Selbstbewusstsein der noch jungen „Profession" Sozialarbeit nachhaltig verunsichert.

Diese Lücke wurde nun seit den 1970er Jahren mehr und mehr durch die Adaption therapeutischer Methoden und Verfahren zu schließen versucht. Diese Strategie war keineswegs überraschend und revolutionär, lehnten sich doch schon eine Vielzahl der klassischen Methodenentwürfe der sozialen Einzel(fall)hilfe und der sozialen Gruppenarbeit an psychotherapeutische Konzepte an. Mit gewissen konjunkturellen Schwankungen hat die Attraktivität therapeutischer Methoden in der Sozialen Arbeit bis zum heutigen Tag bestand. Betrachtet man etwa die Landschaft der Fort- und Weiterbildung, so dominieren im Segment der methodisch akzentuierten Themen in weiten Teilen Einführungen in therapeutische Ansätze[1] wie etwa die systemische Familientherapie, die klientenzentrierte Gesprächspsychotherapie, die Gestalttherapie, Psychodrama, Neurolinguistisches Programmieren, Themenzentrierte Interaktion, Encounter- und Balintgruppen, Bioenergetik, Spieltherapie, Hypnotherapie, Urschrei und Rebirthing, Logotherapie, Verhaltenstherapie, Transaktionsanalyse, Tanz-, Musik- und Maltherapie, Beschäftigungstherapie, therapeutisches Reiten etc. pp.

Die Untersuchung von Klüsche (1990) zu Selbstdeutungen von SozialarbeiterInnen belegt ebenfalls – wenn auch durchaus widersprüchlich – die anhaltende Attraktivität therapeutischer Angebote. Demnach nehmen Gesprächstherapie, Familientherapie und Gestalttherapie die Spitzenplätze in der Rangliste der erworbenen Zusatzqualifikationen ein. Auf die Frage nach Arbeitstechniken und Arbeitsweisen rekurrieren zwar nur 1% der Befragten auf therapeutische Interventionen. Fragt man allerdings direkt nach der Orientierung an therapeutischen Methoden, so geben über 50% der Befragten an, sich therapeutischer Ansätze zu bedienen. Annähernd 29% der Befrag-

1 Der Markt psychotherapeutischer Angebote ist in seiner Entwicklung seit den 1970er Jahren nur unzureichend mit dem Wort „dynamisch" zu beschreiben. Laut Spiegel (39/1994, S. 76) haben sich seit Anfang dieses Jahrhunderts rund 700 Analyse- und Therapieformen entwickelt. Schon Ende der 1970er Jahre sprachen Nagel/Seifert (1979) von einer „Inflation der Therapieformen"; vgl. zum Überblick Kivits (1993).

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

ten halten die Chance für groß, dass man durch den Erwerb therapeutischer Zusatzqualifikationen den beruflichen Status verbessern kann.

Dieser letzte Befund wirft ein erstes Schlaglicht auf die Frage, was die Attraktivität der therapeutischen Verfahren ausmacht. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit lassen sich hier drei Motive anführen:

- Nach Thiersch ist der *Statusunterschied* zwischen therapeutisch dominierten Arbeitsfeldern einerseits und sozialpädagogisch akzentuierten Arbeitsfeldern andererseits signifikant. Er macht sich nicht nur in der unterschiedlichen Bezahlung bemerkbar, sondern auch im Ansehen der Arbeitsfelder: Hier die Familienfürsorge mit dem Image der Nothilfe und Schmuddeligkeit, dort die Erziehungsberatungsstelle, ein von Psychologen dominiertes Arbeitsfeld, besser ausgestattet und mit deutlich höherem Image. Kurz gesagt: „Therapeutischen Ansätzen gegenüber sieht Sozialarbeit sich zugleich als zurückgeblieben, unterprivilegiert und herausgefordert“ (Thiersch 1978, S. 8). Liegt es damit nicht nahe, durch die Therapeutisierung der Sozialarbeit dem individuellen und kollektiven Aufstiegsprojekt[2] neue Schubkraft zu verleihen? In jedem Falle verbindet sich mit der Therapeutisierung der Methoden Sozialer Arbeit die Hoffnung auf höheren Status, bessere Bezahlung und steigendes Ansehen in der Öffentlichkeit.
- Im Gegensatz zu vielen sozialpädagogischen Methodenansätzen bieten therapeutische Konzepte zumeist ein vergleichsweise „geschlossenes Weltbild“: Vom Menschenbild über abgeleitete Wertsetzungen, Persönlichkeitsprofile der Helfer, Phasierung des Hilfeprozesses, vergleichsweise konkrete Verhaltensregeln in einzelnen Phasen und Abschnitten des Hilfeprozesses etc. Alles, „was nötig ist“, kommt aus einer Hand. Mehr noch: Die bis in konkrete Handlungsanweisungen präzisierten therapeutischen Konzepte scheinen auf den ersten Blick praktikabler, weil sie dem Helfer mehr praktisches Rüstzeug mit auf dem Weg geben, wo sozialpädagogische Methoden oft vage bleiben (müssen)[3]. Überdies scheint die Präzision auch die Überprüfbarkeit und Kontrolle von Therapieerfolgen[4] zu optimieren.

2 In der Tat ist in einigen Arbeitsfeldern mit besonders attraktivem Image, wie z. B. den Erziehungsberatungsstellen, eine therapeutische Zusatzausbildung fast durchweg Einstellungsvoraussetzung. Ob dies sachlogisch notwendig und fachlich vertretbar ist, lässt sich durchaus bezweifeln.

3 Nach Rauschenbach (1984, S. 24) liegt die „Faszination und Verführung“, die von Therapien auf Sozialpädagogen ausgeht, nicht zuletzt in der Suggestion, durch sie die Komplexität und Unkalkulierbarkeit von Handlungssituationen durch Handlungstechniken zu reduzieren.

4 Befunde der Therapieforschung weisen darauf hin, dass auch und gerade therapeutische Interventionen nicht frei von Nebenwirkungen sind (vgl. Giese/Kleiber 1989). Überdies ist es auch mit der Zielgenauigkeit und Effektivität von Therapien nicht durchweg zum Besten bestellt (vgl. Grawe u. a. 1995). Gerade hier sind allerdings deutliche Unterschiede zwischen einzelnen Therapieschulen zu beobachten.

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

- Ein drittes Argument für die Attraktivität von therapeutischen Verfahren führt Thomas Olk an. Danach sind es nicht zuletzt die spezifischen Belastungen des sozialpädagogischen Feldes, seine Widersprüchlichkeiten und Paradoxien, die dazu beitragen, bei therapeutischen Verfahren um Hilfe nachzusuchen, nur vermittelt allerdings für den Klienten, sondern mehr noch für sich selbst. So betont Olk, „dass diese therapeutischen Verfahren nun nicht mehr primär zu dem Zweck angeeignet werden, um sie in der Interaktion mit der Klientel instrumentell einzusetzen, sondern vielmehr, um mit ihrer Hilfe das *eigene Leiden* an der widersprüchlichen Berufssituation zu bearbeiten. Neben der Aufklärung der eigenen Biographie, der Aufdeckung individueller Gründe für aktuelle Deformationen (Selbstreflexion) tritt dabei die Betroffenheit, also das Mitleiden bzw. Mitempfinden und Mitleben mit denjenigen Personen, die als Klienten mit dem Sozialarbeiter in Kontakt kommen“ (Olk 1986, S. 208).

Fragt man in einem ersten Zugriff nach Gemeinsamkeiten von Therapie und Sozialer Arbeit, so sind in der Tat Nähe und Gemeinsamkeiten – zumindest auf einer allgemeinen Ebene – beobachtbar. So haben beide zum Ziel, dass durch ihre Intervention die Klienten mit sich, ihren Problemen, ihrem Leben und ihrem Alltag besser zurechtkommen. Es geht, verkürzt, beiden um Hilfe zur (besseren) Lebensbewältigung. Darüber hinaus finden sich eine Vielzahl an Handlungskontexten, in denen TherapeutInnen oder PsychologInnen einerseits und SozialarbeiterInnen und SozialpädagogInnen andererseits gemeinsam an einem Problem arbeiten: Die TherapeutIn in der Heimerziehung muss ebenso mit Sozialpädagogen zusammenarbeiten wie die SozialarbeiterIn in der Kinder- und Jugendpsychiatrie mit Vertretern unterschiedlichster therapeutischer Schulen.

Doch rechtfertigen diese doch eher an der Oberfläche zu lokalisierenden Gemeinsamkeiten schon eine Negation evtl. vorhandener Unterschiede? Für einige Facetten der Fachdiskussion scheint das Problem einer Differenzierung von sozialpädagogischen und therapeutischen Handlungsstrukturen nicht zu existieren. Mal mehr und mal weniger werden beide Begriffe gleichgesetzt, zumindest nicht bewusst differenzierend verwendet. In der Fachliteratur findet sich auch eine explizite Diskussion über die Frage des Verhältnisses von (Sozial-)Pädagogik und Therapie, allerdings mit höchst unterschiedlichen Ergebnissen[5]. Während einige zu dem Befund gelangen,

5 Eine Schwierigkeit dieser Diskussion ist, dass häufig mit unterschiedlichen Begriffspaaren hantiert wird, die allerdings leider nicht immer trennscharf genutzt werden. So finden sich etwa Vergleiche hinsichtlich des Verhältnisses von Sozialpädagogik und Therapie (vgl. Neue Praxis 1978; Olk 1986), von Beratung, Bildung und Therapie (vgl. Dewe/Scherr 1991) von Beratung und Therapie (vgl. Seibert 1978a; Grözinger 1991; Hörmann 1985) oder von Therapie und Erziehung (vgl. Schön 1989). Schwierigkeiten bereitet diese Differenzierung insbesondere deshalb, weil einige Autoren z. B. keinen systematischen Unterschied zwischen Beratung und Sozialpädagogik machen (vgl. z. B. Dewe/Scherr 1991; Seibert 1978a). Auch wenn es durchaus sinnvoll

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

dass eine systematische Unterscheidung zwischen Therapie und Sozialpädagogik nicht sinnvoll ist (vgl. Seibert 1978a, 1978b) bzw. die Soziale Arbeit sich von therapeutischen Ansätzen befruchten lassen sollte (vgl. Schön 1989), insistiert die überwiegende Zahl der Autoren auf eine Differenzierung, da beide Handlungsansätze durch strukturelle Unterschiede gekennzeichnet sind. So vertritt etwa Thiersch die These: „Sozialarbeit kann als Handeln im Alltag nicht ersetzt oder überformt werden durch Therapien, die, indem sie ihre Probleme spezifisch strukturieren und ihre Verfahren dementsprechend organisieren, immer auch jenseits des Alltags agieren. Sozialarbeit und Therapie sind unterschiedliche Handlungsformen, die zur Kooperation aufeinander verwiesen sind, z. B. innerhalb eines sozialtherapeutischen Konzeptes“ (Thiersch 1978, S. 6).

Nach Thiersch sind Sozialpädagogik und Therapie somit zwei unterschiedliche Handlungsformen, die ohne Verlust nicht substituierbar sind. Und in der Tat macht es Sinn, zunächst von einer Differenz zwischen beiden Handlungsformen auszugehen, da nur so überhaupt ein Blick für mögliche Unterschiede entwickelt werden kann. Wenn im Folgenden strukturelle Unterschiede zwischen therapeutischen und sozialpädagogischen Handlungssituationen veranschaulicht werden, so ist dies nicht als Therapiekritik misszuverstehen. Die Schärfe der Konturierung dient auch und vor allem dem didaktischen Zweck der Veranschaulichung. Für Therapien gilt letztlich der gleiche Allgemeinplatz, wie für (sozial-)pädagogische Handlungsmodelle: Es gibt Gute und Schlechte, Passende und Unpassende. Wenn im Folgenden also die einschlägige Fachdiskussion skizziert wird, so geht es um die Dimension der Andersartigkeit, nicht um ein „Besser oder Schlechter“.

Resümiert man den Stand der Diskussion zum Verhältnis von Sozialer Arbeit und Therapie, so deuten die Argumente eher auf Differenz denn auf Gleichheit hin. Strukturelle Unterschiede lassen sich idealtypisch insbesondere auf folgenden Ebenen lokalisieren[6]:

Charakter der Probleme: In der Fachliteratur findet sich im Hinblick auf die typischen Problemlagen von Sozialpädagogik und Therapie häufig eine hierarchisierende Betrachtungsweise: Sozialpädagogik ist für die kleineren, alltäglicheren, banaleren Probleme zuständig, Therapie für die schwerwiegenderen, z. B. chronischen Belastungen. Eine solche Betrachtung ist nicht unproblematisch, muss man doch Probleme der Lebensbewältigung in „größer und

wäre, zwischen Beratung, Erziehung, Pädagogik und Sozialpädagogik zu differenzieren, würde ein solches Unterfangen an dieser Stelle zu weit führen.

6 Angesichts der außerordentlichen Heterogenität psychotherapeutischer Ansätze kann eine solche Betrachtung struktureller Unterschiede natürlich nicht jeder einzelnen Facette der therapeutischen Angebotsvielfalt gerecht werden, wenngleich sie beabsichtigt, auf der Basis der einschlägigen Fachdiskussion generalisierbare Merkmale herauszuarbeiten (vgl. hierzu und im Folgenden Sickendiek/Engel/Nestmann 1999; Hompesch/Hompesch-Cornetz 1978, 1987; Thiersch 1978; Dewe/Scherr 1991; Grötzinger 1991; Hörmann 1985; Olk (1986); Brem-Gräser 1993; Belardi 1996a; Rauschenbach 1984).

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

kleiner", „leichter oder schwerwiegender" einteilen, ohne auf objektive Kriterien zurückgreifen zu können: Ist die Schuldenkrise einer Familie weniger schwerwiegend als die Sinnkrise eines Menschen? Ist die Armut von Kindern ein geringeres Problem als eine Depression? Ist die (Re-)Integration jugendlicher Straftäter ein kleineres Problem im Vergleich zur Behandlung von Essstörungen? Kurz: Die „Schwere" eines Problems lässt sich abstrakt und von außen nur höchst ungenau bestimmen, ist doch die subjektive Wahrnehmung der Lebenslage durch die Betroffenen[7] entscheidend.

Eine andere Unterscheidung findet ihren Referenzpunkt im Verhältnis der Intervention zum Alltag der Klienten. Während sich Sozialpädagogik auf die Komplexität des Alltags, seine Brüche, Widersprüche, Probleme und Krisen einlässt, versuchen therapeutische Ansätze Hilfe zu leisten, indem sie sich auf – je nach therapeutischem Konzept unterschiedliche – Schlüsselprobleme konzentrieren. Während für die Sozialpädagogik eine ganze Palette an Themen, Krisen und Problemlagen zum Gegenstand werden kann, ist Therapie auf Reduktion von Komplexität angelegt. Diese Reduktion erfolgt im Hinblick auf bestimmte, historisch gewachsene Referenzsysteme. Hompesch/ Hompesch-Cornetz definieren, dass pädagogisches und therapeutisches Handeln „ihren Gegenstand zwischen den Extrempolen des isolierten autonomen Individuums und seinen gesellschaftlichen Lebensbedingungen" hätten – und weiter: „ Obschon auf gemeinsame Basistheorien zurückgegriffen wird, lässt sich, historisch gesehen die Tendenz zur Favorisierung je spezifischer Konstrukte nachweisen, die therapeutische Gegenstandsdefinitionen eher als individualsystematisch, problemausgrenzend, auf Problemkerne reduzierend erscheinen lässt, sozialpädagogische Gegenstandsdefinitionen eher als ganzheitlich und lebensfeld- oder alltagsorientiert" (Hompesch/Hompesch-Cornetz 1987, S. 1032). Therapeutische Ansätze tendieren – idealtypisch betrachtet – zu einer spezialistischen Zuschneidung von Problemlagen auf Wahrnehmung, Kommunikation, Emotion und Selbstkontrolle[8]. Allein diese Differenz zwischen generalistischem und spezialistischem Problemzuschnitt lässt eine Überformung sozialpädagogischer Handlungsansätze durch therapeutische Verfahren höchst problematisch erscheinen, forciert sie doch die Gefahr, „dass sämtliche diffus-komplexen Alltagsschwierigkeiten, die den Kern

7 Die tiefgreifende Verschuldung einer Familie ist sicherlich ein Problem, das im Regelfall für die Betroffenen höchst bedrückend ist, und doch würden wohl nur wenige Betroffene auf die Idee kommen, zur Lösung des Problems vorrangig einen Therapeuten zu Rate zu ziehen.

8 Rauschenbach betont in diesem Sinne: „Dieser Vielzahl von möglichen Ursachen und Entstehungshintergründen entgehen nun aber therapeutische Verfahren dadurch, dass sie von vornherein diese Vielfalt von Verursachungsmöglichkeiten reduzieren mit Hilfe einer ganz bestimmten, die Vielfalt einschränkenden Form der Diagnose und einer daraus abgeleiteten Therapie, also etwa durch die besondere Beachtung der psychischen Entwicklung oder der Beziehungsstruktur" (Rauschenbach 1984, S. 25). Brem-Gräser (1993, S. 15 f.) stellt in bezug auf Beratung heraus, dass Therapien sich im Wesentlichen auf die personintentionale Ebene von Problemen konzentrieren, während Beratung sowohl sachfunktional wie personintentional ausgerichtet ist.

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

sozialarbeiterischer Aufgaben darstellen, eigentlich herausfallen müssten" (Olk 1986, S. 205).

Situativer Kontext der Intervention: Sozialpädagogische Hilfen versuchen möglichst im Alltag der Klienten zu agieren, d. h. der Ort ihrer Intervention ist im Idealfall zugleich der Ort der Problemgenese, der Ort an dem die Klienten in bestimmte soziale Netzwerke mit mehr oder minder stark ausgeprägten Hilferessourcen leben, die es möglichst zu nutzen gilt, und nicht zuletzt der Ort, an dem die Klienten nach Ende der Intervention, wenn möglich ihren gelingenderen Alltag praktizieren sollen. Dabei ist Sozialpädagogik nicht auf ein spezifisches Setting angewiesen: Hilfe kann in stadtteilnahen sozialpädagogischen Räumen (z. B. einer Beratungsstelle) ebenso wie auf der Straße (z. B. Streetwork) oder in der Wohnung des Klienten (z. B. Sozialpädagogische Familienhilfe) realisiert werden. Sozialpädagogische Hilfen sind im Regelfall kein integraler Bestandteil des Alltags von Klienten, sie sind nicht – wie selbstverständlich – immer vor Ort. Sozialpädagogische Hilfe – so könnte man formulieren – ist der Ausnahmefall und konstituiert insofern einen eigenen, einen sozialpädagogischen Alltag. Gleichwohl ist es typisch für sozialpädagogische Hilfe, dass dieser „sozialpädagogische Alltag" möglichst nahe an den „Klientenalltag" heranrückt[9].

Therapeutische Hilfe hingegen konstituiert sich auch dort, wo Beziehungen in Primärgruppen aktiv berücksichtigt werden, tendenziell alltagsfern. Sie konstruieren, abgeleitet aus den Vorgaben der jeweiligen therapeutischen Schulen, Sonderräume, spezifische Settings der Hilfe. Ob die zum Symbol gewordene Couch in der Psychoanalyse, die „Einwegglasscheibe" in den Behandlungsräumen systemischer Familientherapeuten oder die „Bühne" im Psychodrama: sowohl räumlich wie formal gerinnen die Theorien und Vorannahmen der therapeutischen Schulen zu einer Hilfeanordnung, die sich bewusst und gezielt von den Alltagsstrukturen der Klienten abhebt. „Ordnet man die in gängigen sozialpädagogischen und therapeutischen Handlungssystemen gebräuchlichen Lernarrangements nach räumlichen und zeitlichen Ausprägungsgraden, so zeigt sich, dass sozialpädagogische und therapeutische Arrangements jeweils nahezu auf dem gesamten Spektrum anzutreffen sind, dass jedoch therapeutische Handlungsmodelle sich eher am Pol räumlicher wie zeitlicher Ausgrenzung verdichten, sozialpädagogische Handlungsmodelle eher am Pol alltagsorientierter Offenheit" (Hompesch/Hompesch-Cornetz 1987, S. 1038).

Die strukturelle Alltagsferne therapeutischer Ansätze ist insofern funktional, als sie „gleichsam im Umweg von außen her, die Klärung der im Binnenraum

9 Dies gilt auch für jene Formen stationärer oder teilstationärer Hilfen, die eine sozialpädagogische Lebenswelt im umfassenden Sinne konstituieren, wie z. B. bei stationären erzieherischen Hilfen. Auch hier – so zumindest die Entwicklung der letzten 20 Jahre – wird die Einrichtung, z. B. die Außenwohngruppe, an Stadtteile und soziale Netzwerke angebunden, werden – idealtypisch – die Alltagsstrukturen der Klienten zum Ausgangspunkt der Konstruktion von Hilfesettings (vgl. Wolf 1993).

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

eines festgefahrenen Alltags nicht mehr aufzuklärenden Probleme“ beabsichtigt (Thiersch 1978, S. 18). In einem Bild skizziert: Therapien konstituieren sich strukturell als „Inseln“, die den Besuchern mittels bestimmter Leistungen Erkenntnisse und Kraft vermitteln wollen, um mit dem Leben jenseits der „Insel“ besser zurecht zu kommen. Eine solche Konstruktion kann außerordentlich sinnvoll und notwendig sein. Gleichwohl muss der Ertrag des Gelernten und Erlebten zunächst einmal unterstellt werden. Mit anderen Worten: Wenn Bewältigungsmuster, neue Deutungen und Sinnebenen in der Therapie erworben worden sind und dort funktionieren, ist bestenfalls logisch, nicht aber faktisch gewährleistet, dass diese Strategien auch im Alltag dauerhaft funktionieren. Ob und wie die Therapieerträge in den Alltag integriert werden können, zeigt sich erst im Alltag und nur dort. Während sich also Sozialpädagogik der Gefahr aussetzt, sich im Dschungel des Alltags zu verlieren, können Therapien ihr Ziel verfehlen, weil die Reduktionsentscheidungen die Gefahr implizieren, in der Komplexität des Alltags am eigentlichen Ziel vorbei im „dramatisch interessanten Abseits zu verlieren“ (ebd., S. 19). Zugleich ist nicht gewährleistet, dass der „Lernerfolg“ in der „Insel“ Therapie auch in den Alltag „mitgenommen“ wird. Hompesch/Hompesch-Cornetz ziehen daraus den Schluss: „Muss Gelerntes sich so im Alltag bewähren und kann fachliches Handeln sich nur in dieser Bewährungsprobe legitimieren, so impliziert dies zugleich, dass alltagsnahe alltagsfernen, d.h. ausgegrenzten oder Alltag verfremdenden Arrangements vorzuziehen sind, Lernen in Lebenszusammenhängen Priorität einzuräumen ist gegenüber Lernen für Lebenszusammenhänge“ (Hompesch/Hompesch-Cornetz 1987, S. 1043).

Charakter der Intervention: Wenn Sozialpädagogik alltagsnah agiert und auf eine erhebliche Bandbreite von Alltagsproblemen ausgerichtet ist, muss sie auf ein flexibles Spektrum von Interaktions- und Problembearbeitungsmustern zurückgreifen. Sie muss sich auf den Alltag der Klienten mit seinen sozialen Netzwerken, alltäglichen Bearbeitungsstrukturen und Hilferessourcen einlassen und die Interventionen möglichst alltagsnah realisieren. Therapeutische Hilfsangebote hingegen können in ihren konstruierten Zusammenhängen auf Verfremden von Alltag zurückgreifen.

Johach hat dies am Beispiel der klassischen psychoanalytischen Technik verdeutlicht: „Zuhören, Schweigen und sparsames Deuten, während der Patient auf der Couch liegt und frei assoziiert oder aus Traumbruchstücken bisher Verdrängtes mit Unterstützung des Analytikers rekonstruiert, stellt ein ungewöhnliches, die Alltagssituation verfremdendes Arrangement dar, das dazu dient, den Patienten während der Analysestunde in einen Zustand der Regression zu versetzen, aus dem heraus er seine frühkindlichen Beziehungen und Konflikte wieder beleben und durcharbeiten kann. Die Abstinenz des Analytikers (…) wirft den Patienten auf sich selbst und seine unterdrückten Phantasien, Wünsche und Emotionen zurück, die er in der Übertragung auf den Analytiker abarbeiten kann“ (Johach 1993, S. 147).

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

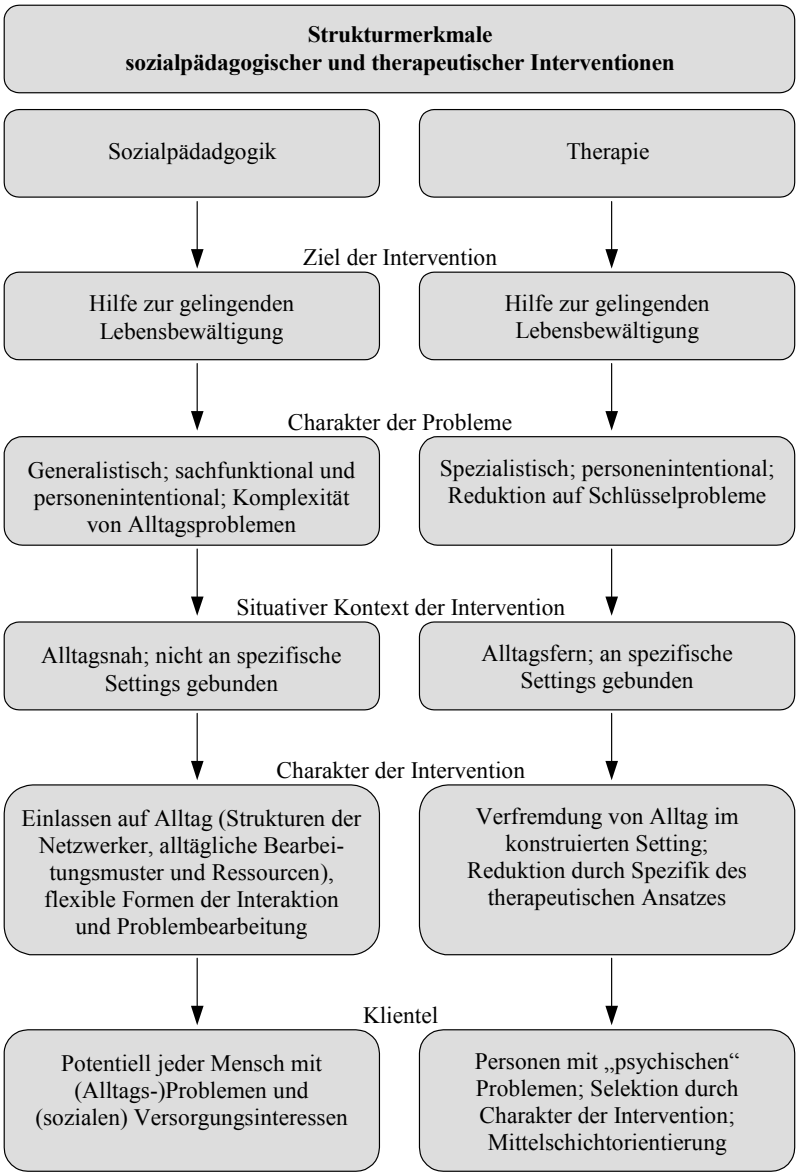

Abbildung 7: Strukturmerkmale sozialpädagogischer und therapeutischer Interventionen

Zuhören, Raum und Zeit gewähren, Zurückhaltung – all diese kommunikativen Techniken können sehr sinnvoll sein und kommen auch im Alltag zum Tragen, allerdings nur bei bestimmten Problemen, wenn Zeit, Ort und Situation es erlauben. Zur Methode synthetisiert und systematisiert und in auf sie abgestimmte Settings eingebunden konstituieren sie eine bewusste

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

Künstlichkeit der Hilfesituation. So sinnvoll dies im Einzelfall ohne Zweifel ist, an der Bandbreite alltagsrelevanter Problemstellungen müssen sie aufgrund ihres spezifischen Zuschnitts scheitern (man könnte auch im Bezug zur Vielfalt der Lebenspraxen von „Unterkomplexität" sprechen, wenn dies nicht sofort wertend interpretiert werden würde). Für bestimmte Probleme in bestimmten Lebenslagen und bei bestimmten Klienten sind therapeutische Handlungsstrategien unzweifelhaft *das* Mittel der Wahl, in der Komplexität des Alltags allerdings werden sie notwendig scheitern.

Auf die anfangs skizzierten Motive der Therapeutisierung der Sozialen Arbeit bezogen ergibt sich hier ein paradoxer Befund: Die Überschaubarkeit, Geschlossenheit und „technische" Qualität von therapeutischen Ansätzen ist ein Effekt ihrer Reduktion von alltäglicher Komplexität. Gerade diese Komplexität aber ist der Bezugspunkt sozialpädagogischer Interventionen.

Darüber hinaus bedingt die relative Geschlossenheit der Deutungssysteme unterschiedlicher Therapieschulen tendenziell eine Hierarchisierung des Verhältnisses von Therapeut und Klient. „Der Klient wird zum Objekt kommunikativer Praktiken, deren Bedeutung er im Einzelnen nicht durchschauen kann. Selbst wenn der behandelnde Sozialarbeiter seine Diagnose dem Klienten mitteilt, kann man keineswegs von einer gleichberechtigten Definition des Problems des Klienten in der Arbeitsbeziehung sprechen, da Letzterer die Bedeutung der Diagnose kaum angemessen beurteilen kann" (Olk 1986, S. 203).

Klientel: Die geschilderten Strukturbedingungen sozialpädagogischer und therapeutischer Interventionen haben nun bestimmte Konsequenzen für die Auswahl der Klientel. Sozialpädagogische Unterstützung wendet sich potentiell an jeden Menschen mit bestimmten Versorgungsinteressen (z. B. öffentliche Kleinkinderziehung, Jugendarbeit) und/oder (Alltags-)Problemen sachlicher oder personaler Art, mit denen er nicht mehr selbst bzw. unter Rückgriff auf gewachsene Unterstützungsnetzwerke zu Recht kommt. Für therapeutische Angebote hingegen ist, wie Olk (1986) feststellt, eine Selektivität typisch, und zwar in sachlicher, sozialer und zeitlicher Hinsicht:

- In *sachlicher* Hinsicht ist – wie schon angedeutet – von Belang, dass Therapien zum einen bestimmte Kategorien von Problemen von vornherein ausblenden (z. B. sachlicher Natur), mithin nur noch bestimmte Problemlagen thematisiert werden. Zum anderen resultiert aus der den jeweiligen Therapieschulen eigenen Reduktion auf Schlüsselprobleme, dass der Klient sich – je nach Therapie – der Problemdefinition des Therapeuten anschließen muss, um für die Intervention „bereit" zu sein. Damit verschiebt sich insgesamt „die Grenze zwischen bearbeitbaren Problemen und nichtbearbeitbaren Problemen zugunsten der Letzteren" (Olk 1986, S. 204)[10].

10 „Der ‚klinische Blick', der am subjektiven Leiden des Klienten nur noch das wahrnimmt, was in das Raster der professionellen Deutungsroutinen passt, blendet gerade

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

- In *sozialer* Hinsicht ist auf eine von der Therapieforschung weitgehend belegte schichtenspezifische Zugänglichkeit therapeutischer Verfahren hinzuweisen. Zu per se erhöhten Zugangsschwellen aufgrund sprachlicher Anforderungen sowie räumlicher, zeitlicher und finanzieller Arrangements kommt hinzu, dass „mit der technologischen Durchstrukturierung des Behandlungsverfahrens auch die Anforderungen an die Kenntnisse und Kompetenzen des Hilfesuchenden steigen, da die erfolgreiche Kontaktaufnahme nun noch stärker von einer adäquaten Darstellung der eigenen Schwierigkeiten sowie spezifischer Kompetenzen wie Verbalisierungsfähigkeit, Fähigkeit zur Selbstreflexion etc. abhängt“ (ebd., S. 205)[11].
- In *zeitlicher* Hinsicht ist auf ein Phänomen zu verweisen, dass im Zusammenhang mit den Erziehungsberatungsstellen häufig diskutiert wurde: nämlich die „Institutionalisierung von Warteschlangen“ (ebd., S. 204) durch einen insgesamt höheren Zeitaufwand und ein spezifisches Interventionssetting. Damit vergrößert sich nicht nur die Lücke zwischen Problementstehung, -wahrnehmung, und -bearbeitung, zugleich reduziert sich das potentielle Klientel auf solche Personen, die längere Wartezeiten in Kauf nehmen können.

Darüber hinaus ergibt sich ein weiteres, fundamentales Problem, das aus dem vergleichsweise engen Zuschnitt therapeutischer Methoden resultiert. Ist alltägliche Hilfe vor allem durch Vielfalt der Probleme und eine erhebliche Bandbreite von entsprechenden Interaktionsmustern (informieren, zuhören, unterstützen, bekräftigen, üben, überreden, in den Arm nehmen, ablenken etc.) gekennzeichnet, schränkt sich mit therapeutischen Ansätzen diese Bandbreite deutlich ein. Mehr noch: „Es wird nicht länger nach Problembearbeitungsprozeduren gesucht, die auf die für die Sozialarbeit relevanten Problemlagen ‚passen‘, sondern nun suchen umgekehrt institutionalisierte Problemverarbeitungsmechanismen (…) die ‚zu ihnen passenden‘ Probleme selbst; präsentierte Problemlagen und Defizite, die der therapeutischen Indikation nicht entsprechen, werden ‚übersehen‘, ‚weiterverwiesen‘ (Allokation) oder aber: passend gemacht. Tendenzen in diese Richtung lassen es gerechtfertigt erscheinen, von einer Expertokratisierung der Sozialarbeit durch Therapeutisierung zu sprechen“ (Olk 1986, S. 205). Anders ausgedrückt: Seitdem ich einen Hammer besitze, gerät mir seltsamerweise jedes Problem zu einem Nagel![12] In diesem zugespitzten Bild drückt sich die Spannung zwischen den Notwendigkeiten einer lebensweltorientierten

die lebensweltlichen Problemdeutungen, Relevanzstrukturen und Handlungsstrategien der Adressaten im Kontext ihrer Lebenspraxis aus“ (Olk 1986, S. 209).

11 „Der Gewinn an zusätzlicher Kompetenz auf dem Felde der Therapie ist eine Spezialisierung und geht oft einher mit einer Ausgrenzung von Klienten, für die man ursprünglich zuständig war und immer noch zuständig ist.“ (Grözinger 1991, S. 9)

12 Diese treffende Umschreibung verdanke ich (MG) C. W. Müller, der sie in einem Beitrag auf einer Fachkonferenz am Berliner Wannsee benutzte, unter Verweis auf einen unbekannten Autor.

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

Offenheit Sozialer Arbeit einerseits und einer notwendigen methodischen Spezialisierung andererseits aus. Die Probleme nur noch durch die Brille des zur Verfügung stehenden methodischen Repertoires zu sehen, der methodische „Tunnelblick", widerspricht der Logik lebensweltorientierter Sozialer Arbeit, die danach verlangt, Hilfeperspektiven aus und in der Komplexität lebensweltlicher Netzwerke, Handlungsformen und Ressourcen zu entwickeln. Aus methodischer Perspektive entspricht ein *begründeter* Eklektizismus in der fallbezogenen Konstruktion des Hilfesettings eher diesem Anforderungsprofil, als die Beschränkung auf ein (zu) enges Methodenrepertoire.

Als Fazit lässt sich festhalten, dass sich Sozialpädagogik nicht in Therapie auflösen lässt, dass therapeutische Methoden folglich keine sozialpädagogische Methoden sind. Zweierlei bedeutet diese Unterscheidung nicht: Erstens bedeutet sie nicht, dass Therapie keine sinnvolle Handlungsform wäre. Sie ist nur eine *andere* Handlungsform als Sozialpädagogik. Es geht hier also nicht um „besser" oder „schlechter", sondern vielmehr – positiv gewendet – um die Stärken und Spezifika beider Handlungsformen um so ggf. im Sinne von Thiersch in einem System psychosozialer Unterstützung die jeweiligen Stärken zu nutzen und sie nicht im Meer der Nivellierung untergehen zu lassen. Zweitens bedeutet sie nicht, dass sozialpädagogisches Handeln sich im Einzelfall nicht bestimmter technischer Elemente therapeutischer Ansätze bedienen kann (z. B. therapeutische Techniken der Gesprächsführung oder der Gruppenarbeit), wenn dies im Hinblick auf die Person, ihr Problem und die Situation sinnvoll und begründet erscheint. Die Unterscheidung bedeutet allerdings, dass sozialpädagogische Methoden nicht durch therapeutische Methoden ersetzbar sind, und dies nicht nur, um eine weitere „Pathologisierung" der Klienten Sozialer Arbeit zu verhindern. Es geht auch um ein Bewusstsein der eigenen Konturen, der spezifischen professionellen Handlungslogiken in der Sozialen Arbeit und insofern nicht zuletzt um die Herausbildung eines tragfähigen beruflichen Selbstverständnisses und Selbstbewusstseins.

Tipps zum Weiterlesen

Blätter der Wohlfahrtspflege, Heft 1/1991: Beratung und Therapie.

Neue Praxis, Sonderheft: Sozialarbeit und Therapie, Neuwied 1978.

Olk, Th.: Abschied vom Experten. Sozialarbeit auf dem Weg zu einer alternativen Professionalität, Weinheim/München 1986.

Sickendiek, U./Engel, F./Nestmann, F.: Beratung. Eine Einführung in sozialpädagogische und psychosoziale Beratungsansätze, Weinheim/München 1999.

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

10. Zwischen Lebensweltorientierung und Neuer Steuerung

Aktuelle Trends in der Methodendiskussion

Nach dem Ende der „Dreifaltigkeit" der klassischen Methoden Sozialer Arbeit ist insbesondere das Feld der Methodenentwicklung in Bewegung geraten, während die Methodenreflexion, d. h. die empirische und theoretische Vergewisserung über Indikation, Praxis und Wirkungsweise des Einsatzes von Methoden und Verfahren demgegenüber eher nachrangig blieb. Fragt man unabhängig von einer enzyklopädischen Aufzählung einzelner Ansätze nach globalen Trends, so scheinen aktuell vier Entwicklungen besonders bedeutsam zu sein: (a) das Konzept einer alltags- und lebensweltorientierten Sozialen Arbeit, (b) das Professionsmodell der „stellvertretenden Deutung", (c) sozialökologische und systemische Ansätze in der Sozialen Arbeit und (d) die wachsende Relevanz von planungsbezogenen und betriebswirtschaftlichen Fragestellungen.

(a) *Alltags- und lebensweltorientierte Soziale Arbeit*: In Anknüpfung an interaktionistische Ansätze einer interpretativen Soziologie wurde von Hans Thiersch das Konzept einer alltagsorientierten Sozialen Arbeit[1] entwickelt, das bezugnehmend auf die neuere, gesellschaftstheoretisch aufgeklärte Theoriedebatte der Sozialpädagogik die Spezifika und Rahmenbedingungen sozialpädagogischen Handelns ausbuchstabiert. Mit der vom Achten Jugendbericht der Bundesregierung (vgl. dazu weiter unten) implementierten Chiffre der Lebensweltorientierung, die in weiten Teilen auf dem Konzept der Alltagsorientierung basiert, wurde dieser Ansatz zu einem Schlüsselkonzept für die sozialpädagogische Fachdiskussion der 1990er Jahre. Was meint nun die Rede von der „lebensweltorientierten Sozialpädagogik"?

Lebensweltorientierung nimmt den Alltag der Adressaten, d. h. den Ort, wo Probleme entstehen, wo Leben gelebt wird, wo die Adressaten selbst mehr oder minder angemessene Strategien der Lebensbewältigung praktizieren, als originären Ort sozialpädagogischen Handelns in den Blick. Nach Thiersch bezieht sich Lebensweltorientierung „auf die Bewältigungs- und Verarbeitungsformen von Problemen in der Lebenswelt der AdressatInnen, gewissermaßen auf die Spielregeln, in denen die Vorgaben, Themen und Strukturen bearbeitet werden, die sich aus der gesellschaftlichen Situation,

1 Vgl. dazu Thiersch (1986, 1992, 1993, 1995); Grundwald u. a. (1996); Neue Praxis (1995); Dewe u. a. (1986); Hörster (1984); Bundesminister für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit (1990). Eine Zusammenfassung und Interpretation des Ansatzes der Lebensweltorientierung findet sich u. a. bei Niemeyer (1998).

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

den biographisch geprägten Lebenserfahrungen und den normativen Ansprüchen ergeben“ (Thiersch 1993, S. 12). Dabei geht es nicht einfach um die unkritische Verdoppelung evtl. problematischer Alltagserfahrungen. Alltag wird vielmehr im Anschluss an kritische Alltagstheorien verstanden als eine Gemengelage aus Täuschung und Wirklichkeit, aus gelingender Alltagsbewältigung und Scheitern, aus pragmatischer Alltagsdeutung und Selbsttäuschung, kurz: als „pseudokonkreter Alltag“. Aufgabe der Sozialpädagogik ist es, in diesem Kontext kritisch Bezug auf den Alltag der Klienten zu nehmen, (Selbst-)Täuschungen aufzudecken, Scheitern zu verhindern, allerdings immer unter der Maxime, dass der Klient prinzipiell kompetent ist, sein eigenes Leben zu leben. Ziel der Intervention ist dabei die Unterstützung bei der Konstitution eines gelingenderen Alltags.

Diese äußerst knappe Skizze deutet an, dass der Ansatz einer lebensweltorientierten Sozialen Arbeit eine doppelte Perspektive entfaltet: zum einen die einer auf den theoretischen und empirischen Befunden sozialpädagogischer Diskussion und Forschung basierenden Selbstvergewisserung über Ort, Spezifika und Rahmenbedingungen Sozialer Arbeit, zum anderen die eines normativen Entwurfs der Zielorientierung sozialpädagogischer Intervention.

Indem Thiersch den (Klienten-)Alltag als Ort sozialpädagogischer Intervention in den Blick nimmt, identifiziert er gewissermaßen den Knotenpunkt professioneller Angebote sowie individueller und kollektiver (Gesellschafts-) Geschichte. Im Fokus der Handlungssituation des Sozialarbeiters fließen damit alle systematischen Besonderheiten ein: gesellschaftliche Entscheidungen über notwendige und angemessene Hilfestandards, institutionelle Settings, Ausbildung und individuelle Biographie der SozialpädagogIn einerseits sowie gesellschaftlich induzierte Lebenslagen, Problemkonstellationen und individuelle Lebens- und Lerngeschichten der Klienten andererseits. Die Entschlüsselung dieser komplexen Einflussfaktoren konkreter Handlungssituationen erweist sich vor diesem Hintergrund als ebenso notwendig wie schwierig und verlangt nach einer theoretisch fundierten Analysefähigkeit.

Die Kategorie des „gelingenderen Alltags“ repräsentiert die normative Komponente des Konzepts einer lebensweltorientierten Sozialarbeit. Damit wird der Erkenntnis Rechnung getragen, dass Handlungen generell und damit auch sozialpädagogische Interventionen nicht ohne Wert- und Zielentscheidungen auskommen. Anders als die klassischen Ansätze der Sozialen Arbeit verzichtet die lebensweltorientierte Soziale Arbeit allerdings auf eine materielle Setzung von Interventionszielen, wie sie sich etwa aus gewachsenen Normalitätsstandards der Gesellschaft ableiten lassen (z. B. „der drogenfreie Klient“) und rekurriert an ihrer Stelle auf eine prozessuale Kategorie, die sowohl der Berücksichtigung der Lebenslage des Klienten und seiner situativen Verdichtung bedarf, wie der permanenten Aushandlung mit dem Klienten. Der Sozialpädagoge kann sich in diesem Kontext nicht mehr auf die Rolle desjenigen zurückziehen, der im Grunde genommen besser

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

weiß, was für den Klienten gut ist, als dieser selbst (eine zumindest implizit durchaus typische Attitüde von PädagogInnen), sondern er muss in Anerkennung der letztendlichen Entscheidungskompetenz des Klienten dessen Autonomie der Lebenspraxis respektieren und sich auf den oft mühsamen Weg der Auseinandersetzung begeben.

Der Achte Jugendbericht hat dieses – hier notwendig nur grob umrissene Konzept – z. T. pragmatisch verkürzt in Strukturmaximen einer lebensweltorientierten Jugendhilfe übersetzt (vgl. BMJFFG 1990):

- die präventive Orientierung der Jugendhilfe,
- die Dezentralisierung und Regionalisierung der Leistungsangebote,
- die Alltagsorientierung in den institutionellen Settings und Methoden,
- die Orientierung an der Integration der Klienten als Handlungsmaxime,
- die Gewährleistung von Partizipation/Teilhabe der Klienten am Hilfeprozess.

Im Spiegel des Lebensweltkonzeptes und den daraus resultierenden Ansprüchen an sozialpädagogisches Handeln verdeutlicht sich aber auch die strukturelle Spannung, unter der sozialpädagogisches Handeln im Alltag[2] steht. Es ist nämlich der Komplexität des Alltags und seinen situativen Anforderungen ungeschützt ausgesetzt. Und gerade weil Sozialpädagogen der Komplexität und Widersprüchlichkeit von Alltag ausgesetzt sind, bedürfen sie methodischen Handelns zu ihrer Entlastung, um Verstehen zu sichern, Handeln planbar, Erfolge und Misserfolge kontrollierbar zu machen. In diesem Sinne formuliert Thiersch: „Lebensweltorientiertes sozialpädagogisches Handeln ist angewiesen auf Entlastungen und Sicherungen. Eine Form der Sicherung ist der Rekurs auf methodische Strukturierung: Methodische Strukturierung meint das Wissen um Phasen des Arbeits-, Verständigungs-, Unterstützungsprozesses (…) in den Aufgaben, um Möglichkeiten der Rückkoppelung von Ziel, Einlösung und Prüfung im Prozess. Solche Methode, die zweifelsohne ein schematisierend-ordnendes Moment im Handeln ist, scheint im Widerspruch zu stehen zur situativen Offenheit lebensweltorientierten Handelns. Dieser Widerspruch aber löst sich auf, wenn Methode als Grundmuster verstanden wird, das in unterschiedlichen Aufgaben unterschiedlich akzentuiert und konkretisiert wird, indem aber immer das Moment der Strukturierung instrumentell für die Situation realisiert wird“ (Thiersch 1993, S. 24).

Sozialpädagogische Methode wäre demnach weniger denn je mit schematisch anzuwendender Technik, mit einer Sammlung konkreter Handlungs-

2 Auf einen kurzen Nenner gebracht: Sozialpädagogik findet ihr Aufgabenfeld im Alltag ihrer Klienten, mit all seiner Komplexität. Und genau hier liegt der Grund für die konstatierte Diffusität: Alltag ist komplex, schwer überschaubar, oft banal, manchmal widersprüchlich. Wenn Sozialpädagogik hier ihren Ort findet, so muss – zumindest von außen betrachtet – sozialpädagogisches Handeln fast zwangsläufig auch komplex, schwer überschaubar, widersprüchlich und manchmal banal sein.

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

anweisungen zu verwechseln. Sie wäre vielmehr ein flexibel nutzbares Instrument zur Analyse, Planung und Realisierung von Hilfe im Alltag. Verständlich wird hier allerdings die Dominanz reflexiver Verfahren des Verstehens in der aktuellen Methoden- und Kompetenzdebatte: Nur wer in der Lage ist, die Komplexität und Diffusität des Alltags angemessen zu entschlüsseln und zugleich die institutionellen und strukturellen Voraussetzungen und Bedingungen der Hilfe[3] zu reflektieren, ist auch in der Lage, den Ansprüchen eines lebensweltorientierten Hilfeprozesses zu genügen.

Jungblut/Schreiber haben darüber hinaus betont: „In der bloßen Sensibilisierung für die Lebenswirklichkeit von Adressaten liegt sicherlich die Chance, deren im Alltag verschütteten Lebenschancen durch Arrangements pädagogischen Handelns freizusetzen. Um diese Chance aber wahrnehmen zu können, erscheint es unumgänglich, sich der Frage zu stellen, wie (und zu welchem Zweck) die SA/SP sich diesem Alltag methodisch – und nicht bloß intuitiv – nähern kann“ (Jungblut/Schreiber 1980, S. 152). Auch wenn in den letzten Jahren eine Konjunktur jener Methoden zu verzeichnen ist, die sich schon räumlich durch eine Annäherung an den Alltag von Klienten auszeichnen (z. B. Streetwork, vgl. Kapitel 24), so beschränkten sich die entsprechenden Bemühungen doch vorrangig auf die institutionelle Gestaltung lebensweltnaher Hilfesettings einerseits und Persönlichkeitsmerkmale und Haltungen von Helfern andererseits. Die Frage, wie etwa aus alltäglichen Kommunikations- und Hilfestrategien auch lehr- und lernbare Methoden Sozialer Arbeit[4] für die konkrete Praxis des Situationsmanagements und der Kommunikation mit Klienten destilliert werden könnten, blieb demgegenüber nachrangig.

(b) *„Stellvertretende Deutung“ als Professionsmodell einer aufgeklärten Sozialen Arbeit*: Die seit den 1970er Jahren vorangetriebene wissenschaftliche Aufklärung über Kontextbedingungen und (unbeabsichtigte) Nebenwirkungen sozialpädagogischer Interventionen, insbesondere aber auch die Erkenntnis eines strukturellen Technologiedefizits (vgl. Kapitel 3) (sozial-) pädagogischer Arbeit und einer nicht zuletzt daraus resultierenden Belastung durch prinzipielle Ungewissheit, finden ihren Niederschlag auch in der Professionalisierungsdebatte. So kommen Dewe et al. (1993) zu dem Ergebnis, dass es eines neuen Konzepts sozialpädagogischer Professionalität bedarf. Sie unterscheiden dabei drei Professionalitätsmodelle:

3 Die Debatte um die gesellschaftliche Funktion der Sozialarbeit ist aus dieser Perspektive für die Frage methodischen Handelns höchst bedeutungsvoll, da sie gezeigt hat, „dass auch gekonntes sozialpädagogisches Handwerk für sich genommen noch keine gute Praxis ergibt, wenn sie nicht in der Lage ist, die strukturellen Voraussetzungen, unter denen das Handwerkszeug angewandt wird, reflexiv zu verarbeiten und nötigenfalls Ansätze zu erarbeiten, um diese Voraussetzungen zu revidieren“ (B. Müller 1987, S. 1047).

4 Nutzbare und anschlussfähige Befunde finden sich etwa in der Forschung zur alltäglichen Beratung; vgl. hierzu Nestmann (1988 a, 1988 b).

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

Das klassische Modell ist das des professionellen *Altruisten*, das durch den Vorrang des sozialsittlichen Engagements vor der theoretisch fundierten, wissenschaftlichen Kompetenz gekennzeichnet ist. „Im Konzept der altruistischen Professionalisierung ging man davon aus, dass das Können und Wollen des sozialarbeiterischen und sozialpädagogischen Tuns auf einer innerseelischen charismatischen Disposition oder Gabe beruht, die sich im ‚inneren Berufensein spiegelt' und später ‚im Beruf verfestigt'" (Dewe et al. 1993, S. 29). Das Modell des „geborenen Helfers", der aufgrund seines „großen Herzens" die Problemsituationen Hilfsbedürftiger erfühlt und sich eben durch diese „mit- und einfühlende" Haltung zum Helfer berufen und fähig wähnt, ist zuallererst und vorrangig ethisch fundiert. „In der sozialpädagogisch geschätzten ‚helfenden Beziehung' von Mensch zu Mensch findet eine Abwehr von verbindlichen und generalisierbaren Regeln und Techniken statt, und es werden neben nicht-methodisierbarer Intuition und Weisheit persönliche Haltungen, innere Voraussetzungen, Fähigkeiten und Eigenschaften erwartet, die auf innere, echte und authentische persönliche Hingabe, Einfühlungsvermögen, Akzeptanz etc. zielen. In diesem Handlungstypus werden Technologien nicht geschätzt und auch nicht gewollt" (ebd., S. 30 f.). Ausbildung richtet sich, wenn sie überhaupt gewollt ist und durchgeführt wird, auf die Genese von Haltungen, Persönlichkeitsstrukturen und Motivationen.

An die Stelle dieses „klassischen Modells", das in der öffentlichen Meinung auch bis zum heutigen Tag noch bedeutungsvoll sein dürfte, trat spätestens in den 1970er Jahren das Modell des „*Sozialingenieurs*", der gegen den Pathos des Helfens aus reinem Herzen den Typus des wissenschaftlich ausgebildeten Technokraten setzte. Er basiert auf dem Glauben, dass sich sozialwissenschaftlich erzeugtes Wissen direkt in erfolgversprechende Handlungsstrategien umsetzen ließe. Dieser Professionalisierungstyp lässt sich verdichten im Bild des Experten: „Experten gründen ihr Handeln auf wissenschaftlichem Wissen, mit dem linear der ‚einzig richtige' Weg der Problembearbeitung deduktiv begründet wird. Er realisiert ein Handlungsmuster, dessen Ziel es ist, dem Klientel lebenspraktische Entscheidungen abzunehmen. Seine Handlungslogik ist die einer technisch-instrumentellen Anwendung von Regelwissen, das wie die aus naturwissenschaftlichen Gesetzen abgeleitete Technologien verstanden wird. Er wähnt sich zuständig für die vorausschauende Handlungsdetermination und verkennt den Umstand, dass sozialwissenschaftliches Wissen lediglich für eine Ex-post-Rekonstruktion von Handlungen zuständig sein, keine eindeutigen Prognosen künftiger Ereignisse formulieren kann" (ebd., S. 13). Die Adaption psychotherapeutischer Verfahren und die damit erhoffte gezieltere Steuerung von Individuen ist z. B. eine Folge dieses Professionalisierungstyps.

Gegen diesen Typus „neuer Fachlichkeit" spricht nun, dass sozialwissenschaftliches Wissen einen anderen Charakter besitzt als naturwissenschaftliche Erkenntnis und der technologischen Beherrschbarkeit menschlicher Beziehungen und sozialer Netzwerke Grenzen gesetzt sind (vgl. Kapitel 3). Ohne sich explizit auf diese Debatte zu beziehen, hat Wolfgang Schmid-

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

bauer die Grundproblematik eines solchen Professionalisierungsmodells anschaulich beschrieben: „Die Strategie der Professionalisierung beruht auf der Annahme, dass alle durch die Industrialisierung angerichteten emotionalen Probleme rational durch geeignete Experten gelöst werden können. Das ist ein Irrtum, der ständig dadurch verschleiert wird, dass es diesen Experten sehr gut möglich ist, immer neue Erklärungen dieser Probleme zu finden und immer neue Techniken des Umgangs mit ihnen zu propagieren. Weil diese Neuerungen den Experten wichtig sind, werden sie oft irrtümlich für hilfreich gehalten. So machen Pädagogik, Sozialarbeit und Psychotherapie ständig ‚Fortschritte'. Diese gleichen oft den neuen Kleidern des Kaisers, haben mehr mit Mode zu tun als mit dem wissenschaftlichen Modell des Fortschritts. Da die seelische Gesundheit und damit das soziale Funktionieren des einzelnen nicht rational, sondern emotional bestimmt ist, enthält die Produktion von pädagogischen, psychotherapeutischen und medizinischen Spezialisten nach dem Modell der technisch so erfolgreichen Naturwissenschaften einen tiefen Widerspruch. Er ist so lange unlösbar, wie der Umgang mit dem spezialisierten Wissen von den Grundprinzipien bestimmt ist, die der Kapitalismus geboren und bisher nicht bewältigt hat: Verwerfung der Natur, um den größtmöglichen Profit zu erzielen" (Schmidbauer 1992 a, S. 24).

Professionelles Handeln zeichnet sich im Gegensatz zu expertokratischem Handeln „nicht durch Technologieorientierung und dogmatische Regelbefolgung aus, sondern durch Fallverstehen, für das wissenschaftliches Wissen ein notwendiges Element darstellt, das durch Erfahrungswissen und hermeneutische Sensibilität für den Fall ergänzt wird. So gesehen werden wissenschaftlich begründete Regeln nicht befolgt, sondern ausgenutzt. Man muss sehen, wofür sie taugen, muss ihre Gültigkeit und vor allem deren Grenzen abschätzen können. Professionelles Handeln versteht sich als ein Unterstützungsangebot für die Bewältigung lebenspraktischer Krisen, das keine perfekten Lösungen anzubieten hat, sondern die Fähigkeit des Klienten zur Problembearbeitung ergänzt. Es kann warten bis man es braucht und achtet die Autonomie des Klienten hinsichtlich der Wege und Ziele der Problembearbeitung" (Dewe et al. 1993, S. 13 f.). Verdichten lässt sich dieses alternative Professionalisierungsmodell im Anschluss an Ulrich Oevermann im Bild des Sozialpädagogen als „*stellvertretend Deutendem*", der vermitteln muss zwischen wissenschaftlicher Abstraktion und konkretem Fallbezug. Seine Haltung ist gekennzeichnet durch einen lebensweltlich-hermeneutischen Stil des professionellen Handelns (vgl. Schumann 1994 b, S. 55).

Spätestens an dieser Stelle wird deutlich, dass dieses Professionalisierungsmodell nicht in Konkurrenz zum oben skizzierten Ansatz einer lebensweltorientierten Sozialen Arbeit zu sehen ist. Im Gegenteil: Dewe et al. sprechen ausdrücklich von einer „lebensweltorientierten Vorstellung von Professionalität", der es darum geht, „dass Sozialarbeiter und Sozialpädagogen unter administrativen Kontextbedingungen eine stellvertretende, in

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

gewisser Hinsicht auch distanzierte Position gegenüber der Lebenspraxis der Klienten einnehmen und über einen ‚weiteren Wissens- und Deutungshorizont' verfügen als die Adressaten und die Klienten selbst, und dass das Bereitstellen und Einsetzen dieser erweiterten Sichtweisen im Berufsvollzug die Klienten befähigt, ihre – stets schon unterstellte – Selbständigkeit zu befördern oder wiederherzustellen" (Dewe u. a. 1993, S. 40).

Übersetzt auf die Frage der Methodenentwicklung im engeren Sinne verlagert sich damit der Blick vor allem auf die wissenschaftlich fundierte Reflexionskompetenz der Professionellen, wie sie etwa von Schütze (1993, 1994; vgl. Kapitel 18) oder in einer spezifischen Variante auf die Ausarbeitung einer dezidiert sozialpädagogischen Diagnosepraxis (vgl. Uhlendorff 1997) beschrieben wird. So richtig es allerdings ist, dass der Deutungskompetenz, d. h. vor allem der Fähigkeit zur Analyse von Situationen und Lebenslagen eine hervorragende Bedeutung eingeräumt werden muss, so wenig lässt sich sozialpädagogisches Handeln auf Deutung allein begrenzen. Insbesondere in Arbeitsfeldern jenseits des institutionalisierten Beratungssektors, wie etwa den erzieherischen Hilfen, geht es immer auch um (gemeinsames) Handeln (vgl. B. Müller 1993 a, 1993 b).

Die zu Recht hervorgehobene Reflexionskompetenz ist zwar während des gesamten Hilfeprozesses Grundlage der Intervention, in bestimmten Phasen allerdings ist sie „lediglich" notwendiger Ausgangspunkt für weitere Handlungsschritte. In diesem Sinne kritisiert Gildemeister: „Ein Sozialarbeiter kann dort, wo es um Krisenintervention geht, nicht sagen: ‚Lieber Herr K., ich habe ihren Fall gründlich studiert und bin zu dem Ergebnis gekommen, dass ihr Selbstmordversuch in dieser Situation ein Ablenkungsmanöver darstellt, das Sie schützen soll, sich mit den Vorwürfen ihrer Mitbewohner auseinander zu setzen, und auch die Konfrontation mit den Forderungen Ihrer Betreuer zu umgehen. Diese Deutung teile ich ihnen mit und damit ist mein Auftrag erfüllt.' Denn das ist er eben nicht – selbst wenn die Deutung angemessen wäre. An dieser Stelle entsteht vielmehr erst die Frage darüber, wie weiteres Handeln aussehen kann" (Gildemeister 1995, S. 34).

(c) *Sozialökologische und systemische Ansätze in der Sozialarbeit*: Zum Teil als Import aus dem angloamerikanischen Bereich und inhaltlich motiviert durch eine zunehmend als fatal erkannte psychologistische Verengung des Methodenarsenals werden seit Anfang der 1980er Jahre verstärkt so genannte sozialökologische und systemische Ansätze diskutiert, wobei beide Begriffe häufig synonym verstanden und verwendet[5] werden. Die Nutzung des Be-

5 Für Wendt (1990 b) ist die Systemtheorie das Rüstzeug des soziökologischen Ansatzes. In der entsprechenden sozialpädagogischen Literatur werden jedoch zumeist spezifische Varianten der Systemtheorie (jenseits von Niklas Luhmann) rezipiert. Der „systemische Blick" kann häufig übersetzt werden mit dem Interesse an einer „ganzheitlichen Betrachtung"; vgl. zum Folgenden Wendt (1986, 1990 b); Schubert (1994); Lüssi (1995); Staub-Bernasconi (1995, 1996); Mühlum u. a. (1986); Germain/Gitterman (1983); Pincus/Minahan (1980); Sengling (1996).

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

griffs „sozialökologisch“ speist sich aus der „Erkenntnis“ der Zusammengehörigkeit und Vernetzung aller Teilsegmente des Weltsystems nicht nur auf physikalisch-biologischer, sondern auch auf sozialer und kultureller Ebene[6]. Ziel ist die Auflösung des „Person-Situation-Dualismus in der Orientierung der Praktiker zugunsten einer transaktionalen … Verwicklung“ (Wendt 1990b, S. 19). In Abgrenzung zu therapeutischen und anderen „linear klientenzentrierten Konzepten“ (Lüssi 1995, S. 59f.) wird ein Denken in Ganzheiten und Abhängigkeiten beabsichtigt, in deren Zentrum die Frage nach der „Systemeinbettung“ des Klienten steht. „In den Mittelpunkt rücken Art, Grad und Güte der Person(en)-Umwelt-Abgestimmtheit, also die ‚Systemeinbettung‘ und der wechselseitige Austauschprozess (Austauschbeziehung) zwischen Person(en) und Umwelt, die Transaktion“ (Schubert 1994, S. 34). Person und Umwelt stehen nach diesem Verständnis mittels Transaktionen in ständiger, wechselseitiger Beziehung. „Alle Komponenten der Umwelt, in der wir leben und in der die sozialen Probleme entstehen, hängen auf irgendeine Weise zusammen und gehen in die Austauschvorgänge ein, in denen Menschen sozial zueinander und als natürliche Wesen zu ihrer physischen Umgebung sich befinden. (…) Im Beruf tritt der punktuelle Individualismus (d.h. einen Fall vorwiegend psychologisch betrachten) hinter einer Betonung des sozialen als eines Gewebes von Beziehungen zurück“ (Wendt 1986, S. 9)[7]. Für die Soziale Arbeit folgt daraus, dass sie „Personen in Situationen“ zu beobachten und bearbeiten hat.

Wendt verdichtet den ökosozialen Ansatz im Begriff des Haushaltes, der für ihn die „zentrale Kategorie“ ist (Wendt 1990b, S. 29). Haushalt bezeichnet dabei „einen Zusammenhang innerhalb weiterer Lebenszusammenhänge“ (ebd., S. 28). „Ein Haushalt bringt zeitlich wie räumlich ein fassbares natürliches und soziales Geschehen in eine Ordnung. Sie wird in der Gestalt des Zusammenwohnens und -arbeitens, in der Art und Weise des Umgangs miteinander aufrechterhalten. Die gute Verwaltung eines Hauses besteht darin, das für den Haushalt der einzelnen beteiligten Menschen Erforderliche in einer Ordnung zu tun, der sie sich mit Erfolg fügen können. Das individuelle eigene Lebensregime ist ‚in Ordnung‘, wenn es eine persönlich als sinnvoll erlebte Gestalt, ein ‚Gelingen des Alltags‘ erreicht. Dabei wird die Ordnung in einem Haushalt stets gegen die natürlichen Tendenzen zur ‚Unordnung‘ (Entropie) bewahrt“ (ebd., S. 24). Soziale Arbeit, so verstanden als „Haushaltshilfe“, analysiert nun die einzelne Bestandteile, insbesondere aber die Beziehungen zwischen den Mitgliedern des Haushalts sowie zwischen dem Einzelnen, dem Haushalt und der Umwelt, dem

6 So betont Schubert: „Im Kontext der Sozialen Arbeit ist die Begriffsverwendung ‚sozialökologisch‘ vielmehr im Sinne von ‚Umwelt‘ bzw. ‚Umgebung‘ zu fassen und zwar bezogen auf soziale und politische, physikalisch gebaute und natürliche Umwelt“ (Schubert 1994, S. 31).

7 Germain/Gitterman bemerken: „Die ökologische Perspektive besagt, dass die menschlichen Bedürfnisse und Probleme aus den Transaktionen zwischen den Menschen und ihren Umweltverhältnissen entstehen“ (Germain/Gitterman 1983, S. 1).

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

„ganzen Kranz ökologischer Bedingungen“ (ebd., S. 25) und nimmt diese bei Bedarf zum Ausgangspunkt, um den Haushalt wieder angemessen zu ordnen, um gelingenden Alltag zu ermöglichen. Dabei gerät mehr in den Blick als die Personen, ihre Probleme und individuellen Dispositionen, sondern ebenso die Ressourcen der sozialen Unterstützung (social support) sowie das Bewältigungspotential (Coping-Strategien). Soziale Arbeit hat folglich zu informieren, Verteilung (neu) zu organisieren und die Nutzung vorhandener Ressourcen zu befördern. Methodisch gewendet resultiert aus dieser „ökologischen Sichtweise“ zweierlei: Soziale Arbeit kann sich nach Germain/Gitterman (1983) in zwei Brennpunkten vollziehen, nämlich a) der Anpassung der Menschen und b) der Verbesserung von Umweltbedingungen. Dabei findet insgesamt eine Verlagerung von den direkten, personenbezogenen Interventionen zu den indirekten, „umweltbezogenen“ Interventionen statt (vgl. Wendt 1986, S. 76), wobei letzteres nicht radikale Umgestaltung impliziert, sondern vorrangig Reorganisation zur besseren Nutzung.

Bei genauerer Betrachtung dieses Ansatzes stellt man sich unweigerlich die Frage, was hier eigentlich jenseits neuer Begrifflichkeiten innovativ sein soll. Der Bezug von Individuum und Umwelt findet sich schon bei den Klassikern wie Alice Salomon, die immer betonte, dass Interventionen sich auf Personen oder Umwelt zu richten haben. Da diese Bezüge nicht zu übersehen sind, betonen fast alle Vertreter die Anknüpfung an die traditionelle Sozialarbeit, da die „frei tätige Sozialarbeit von jeher auf das Milieu orientiert war, in dem sie ihre Klientel vorfand“ (Wendt 1990 b, S. 15). Ökosoziale Ansätze grenzen sich damit weniger von den klassischen Methodenkonzepten der Sozialen Arbeit ab, als vielmehr von ihren psychologisierten Varianten. Wie allerdings die systematische Schwachstelle der klassischen Ansätze behoben werden soll, die letztlich bei den Personen hängen blieben, weil sie Gesellschaft zwar als reorganisierbar, nicht aber als prinzipiell veränderbar begriffen, wird in den sozialökologisch orientierten Ansätzen nicht deutlich. So kritisiert Staub-Bernasconi insbesondere den Ansatz von Wendt, der „mehr oder weniger verschlüsselt ein Zurück zur gedachten wie faktischen, so genannt natürlichen Gesellschafts-, genauer Gemeinschaftsordnung (…) empfiehlt“ (Staub-Bernasconi 1995, S. 74). „Sozialökologisch“ und „systemisch“ erweisen sich in dieser Variante als neue Chiffren für „Ganzheitlichkeit“, verknüpft mit der Hoffnung, sich mit den neuen Begriffen auch ein Mehr an Ordnung und Übersichtlichkeit einzukaufen. Mit Staub-Bernasconi gesprochen liegt die Vermutung nahe, dass es sich hier um ein „theoretisches und praktisches Konzept Sozialer Arbeit im Gewande neuer Sprachpflege“ handelt (ebd., S. 44).

(d) *Die „neue“ Relevanz planungsbezogener und betriebswirtschaftlicher Methoden*: In der Methodendiskussion dominierten bislang – mit Ausnahme im Umfeld der Gemeinwesenarbeit – jene Ansätze, die sich auf Formen *interaktiver* Problembearbeitung in der Beziehung von Klient(en) und Sozial-

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

arbeiter bezogen. Dabei geriet nur allzu leicht aus dem Blick, dass auch personenbezogene Hilfe sich immer in institutionalisierten Kontexten vollzieht und sich mithin neben den klientenbezogenen Aufgaben immer auch solche stellen, die sich auf die (Re-)Produktion der organisatorischen Rahmenbedingungen von Hilfe beziehen. So hebt Dieter Kreft die Fähigkeit zum administrativ kompetenten Handeln als zentrales Element der Handlungskompetenz von SozialarbeiterInnen hervor. Kreft meint damit „die Fähigkeit, gewollte Inhalte in gegebenen Handlungsstrukturen zu realisieren" (Kreft 1996, S. 272). Ist auch dieses Verständnis noch auf die konkrete Fallarbeit mit Klienten bezogen, so haben in den letzten Jahren jene Bereiche an Bedeutung gewonnen, die sich a) auf übergreifende, fallunabhängige Planungsaufgaben beziehen und/oder b) auf die (Neu-)Organisation der administrativen Strukturen Sozialer Dienste. Beide Tendenzen finden ihr gemeinsames Credo in der Absicht, durch eine bessere Abstimmung von Angebotsstrukturen und Bedarfslagen zu einer effektiveren und nicht zuletzt effizienteren Gestaltung von Hilfearrangements zu gelangen.

Im Bereich der Sozialplanung geht es einerseits um eine Bestandserhebung vorhandener Angebote sowie um eine Ermittlung des aktuellen und zukünftigen Bedarfs, um im Sinne von Politikberatung den Entscheidungsträgern eine fundierte Basis zu verschaffen. Als Beispiele lassen sich etwa die Altenhilfeplanung, Behindertenplanung, Psychiatrieplanung und die Jugendhilfeplanung nennen (vgl. Ortmann 1996, S. 548).

Mindestens ebenso bedeutsam, wenn nicht insgesamt folgenreicher für die Soziale Arbeit, ist das in den letzten 20 Jahren beobachtbare Eindringen betriebswirtschaftlicher Kategorien und Denkmuster in die öffentlichen (Sozial-)Verwaltungen. Unter dem Stichwort „Neue Steuerung" wird eine Reorganisation öffentlicher Verwaltungen diskutiert und praktiziert, deren Ziel eine effektivere Gestaltung öffentlicher Dienstleistungen ist. Die entsprechenden Stichworte sind mittlerweile in aller Munde: „Begriffe wie ‚Effektivität', ‚Effizienz', ‚Corporate Identity' oder ‚Unternehmen' (einschließlich seiner Ziele, Kultur und Philosophie) gewinnen im gegenwärtigen professionellen Code an Relevanz. Mit der Übernahme dieser Terminologie scheint die traditionelle Distanz der Sozialen Arbeit gegenüber profitorientierten Unternehmen überwunden zu werden" (Flösser 1994, S. 113). Auch wenn vielen SozialarbeiterInnen diese betriebswirtschaftliche Landnahme suspekt erscheint und die Beschäftigung mit der ISO-Norm 9000 ff. (vgl. Boden 1997) gerade bei MitarbeiterInnen mit einer dezidiert pädagogischen Identität eher Irritation denn Motivation provoziert, führt kein Weg daran vorbei, dass angesichts der Krise der öffentlichen Haushalte auch die Angebote der Sozialen Arbeit in einen Reflexions- und Reorganisationsprozess einbezogen werden, der die Erhöhung der Leistungsfähigkeit der entsprechenden Organisationseinheiten zum Ziel hat.

Auch und gerade, weil das Eindringen betriebswirtschaftlichen Denkens in die Soziale Arbeit erhebliche Folgeprobleme mit sich bringt, ist es unab-

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

dingbar, dass sich sozialpädagogische Fachkräfte auf diese neuen Aufgaben einlassen und sich entsprechende theoretische und methodische Kompetenzen verschaffen, denn die Reorganisation Sozialer Dienste ist viel zu wichtig – auch für die Klienten –, um sie Betriebswirtschaftlern zu überlassen. Dies gilt insbesondere dann, wenn man C. W. Müllers Lesart der längerfristigen Entwicklung der Methodenlandschaft in der Sozialen Arbeit folgt:

> „Die letzten 50 Jahre der Entwicklung sozialer Berufe haben uns quantitativ, und ich denke auch qualitativ, ein paar wichtige Schritte vorwärts gebracht. Die Aneignung der klassischen Methoden Sozialer Arbeit war nach dem Zusammenbruch des ‚Dritten Reiches' ein wichtigere Beitrag zur Demokratisierung und Professionalisierung von Berufsfeldern Sozialer Arbeit. Sie lenkte den Blick insbesondere auf die Mikroprozesse der Kommunikation zwischen Sozialarbeitern und Klienten, zwischen Gruppenpädagogen und Gruppenmitgliedern, zwischen Gruppen im Stadtteil und der Kommunalpolitik. Die Studentenbewegung und ihre innovativen Kräfte lenkten den Blick vom Mikrokosmos auf die Struktur der Gesamtgesellschaft und auf ihren Beitrag zur Herstellung und Verfestigung sozialer Probleme. Der daran anschließende Blick nach innen, der manchmal als ‚Psychoboom' belächelt worden ist, richtete unsere Aufmerksamkeit auf die eigene Person und deren Kultivierung als eines der wichtigsten Instrumente unseres professionellen Handelns. Die Verbetriebswirtschaftlichung unserer Arbeit, die ja nicht nur ihre problematischen und gefährlichen, sondern auch ihre nützlichen Seiten hat, richtet schließlich den Blick auf die Gestaltung unserer Arbeitsplätze und auf die notwendigen Ressourcen, die uns zur Verfügung stehen müssen, um eine qualifizierte Arbeit nicht nur zu versprechen, sondern auch tatsächlich und dauerhaft zu leisten. Es gehört in der Tat zu den Krankheiten unseres Berufes, dass wir im Hinblick auf unsere menschenfreundlichen Absichten den Mund sehr voll nehmen und dass wir in vielen Fällen auf eine fast schon protestantische Weise die Absicht für den Vollzug der realen Handlung nehmen und gar nicht mehr hinschauen, was wir den wirklich bewirken" (C. W. Müller 1999, S. 196).

Aus dieser Perspektive steckt im derzeitigen Boom betriebswirtschaftlicher Methoden und Denkmuster die Aufforderung zur (empirischen und konzeptionellen) Vergewisserung über die eigenen Wege (Methoden, institutionelle Settings, Organisationsformen), Ziele (Konzepte, Zielgruppen, öffentliche Interessen, Klienteninteressen) und Erfolge. Dass dieses reflexive und damit potentiell der Steigerung der „Qualität"[8] sozialer Unterstützungsleis-

8 Der Begriff „Qualität" wurde in Anführungsstriche gesetzt, weil er an dieser Stelle missverständlich sein könnte, ist doch die Frage, was die Qualität Sozialer Arbeit letztlich ausmacht, eine der am meisten diskutierten (und vielleicht am wenigsten beantworteten) Kardinalfragen der gegenwärtigen Fachdebatte, insofern sie sich im Schwerpunkt auf die Fragen von Organisation und Strukturen der Jugendhilfe im besonderen und der Sozialen Arbeit im allgemeinen bezieht (vgl. dazu ausführlicher

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

tungen dienliche Anliegen fachlich – und dass heißt aus der Perspektive Sozialer Arbeit – ausbuchstabiert werden muss, dürfte angesichts der sich nicht nur andeutenden Gefahren einer betriebswirtschaftlichen Kolonialisierung sozialpädagogischer Organisations-, Handlungs- und Denkmuster keiner nachdrücklichen Begründung bedürfen.

Tipps zum Weiterlesen

Thiersch, H.: Die Erfahrung der Wirklichkeit. Perspektiven einer alltagsorientierten Sozialpädagogik, Weinheim/München 1986.

Thiersch, H.: Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. Aufgaben der Praxis im sozialen Wandel, Weinheim/München 1992.

Dewe, B./Ferchhoff, W./Scherr, A./Stüwe, G.: Professionelles soziales Handeln. Soziale Arbeit im Spannungsfeld zwischen Theorie und Praxis, Weinheim/München 1993.

Flösser, G./Otto, H.-U. (Hrsg.): Neue Steuerungsmodelle für die Jugendhilfe, Neuwied u. a. 1996.

Mühlum, A./Olschowy, G./Oppl, H./Wendt, W.: Umwelt Lebenswelt. Beiträge zur Theorie und Praxis ökosozialer Arbeit, Frankfurt a.M. 1986.

Kapitel 26). An dieser Stelle meint der Begriff allerdings lediglich allgemein die Steigerung der Klientendienlichkeit Sozialer Dienstleistungsproduktion.

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

11. Thesen zur Methodenfrage in der Sozialen Arbeit

Eine Bilanz

(1) Handlungsmethoden der Sozialen Arbeit thematisieren jene Aspekte im Rahmen sozialpädagogischer/sozialarbeiterischer Konzepte, die auf eine planvolle, nachvollziehbare und damit kontrollierbare Gestaltung von Hilfeprozessen abzielen und die dahingehend zu reflektieren und zu überprüfen sind, inwieweit sie dem Gegenstand, den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, den Interventionszielen, den Erfordernissen des Arbeitsfeldes und der Institutionen sowie den Personen gerecht werden. Wenn von Methoden die Rede ist, so liegt der Akzent auf der Betrachtung des planvollen Handelns von SozialarbeiterInnen in konkreten Interventionsbezügen. Idealtypisch betrachtet sind Methoden eingebettet in Konzepte und umfassen Techniken. Ein auf Techniken kommunikativer Einflussnahme und situativen Managements verkürzter Methodenbegriff ist nicht zureichend, da er der Gefahr unterliegt, die Autonomie der Klientinnen und Klienten und deren Lebenswelten zu beeinträchtigen, indem Technologien zur beliebigen Verfügbarkeit bereitgestellt werden.

(2) Die Entwicklung und Implementierung von Methoden beruflichen Handelns hat eine doppelte Zielrichtung: Zum einen geht es darum, dem beruflich Tätigen ein Instrumentarium an erprobten und bewährten Handlungsmöglichkeiten zur Verfügung zu stellen, um damit die Komplexität der Handlungsanforderungen zu reduzieren und überschaubarer zu machen. Der nicht hintergehbare Ertrag methodischen Handelns ist die Transformation von intuitivem Handeln zu planvollem und kalkulierbarem Vorgehen. Zum anderen hat die Methodendebatte auch immer einen professionspolitischen Aspekt. Zu den Kernelementen von Professionen, d. h. „gehobenen Berufen“ gehört neben einer wissenschaftlichen Basis, Selbstregulation und -kontrolle, fachlicher Autonomie etc. auch die Verfügung über originäre Handlungsmethoden, die sie gegenüber anderen Professionen als originell und einzigartig ausweisen. Methodenentwicklung als Professionalisierungsstrategie zielt ab auf kollektiven Image- und Statusgewinn.

(3) Definiert man als Ziel sozialpädagogischen Handelns ganz allgemein Hilfe und Unterstützung bei der Lebens- und Alltagsbewältigung von Individuen, Gruppen und Gemeinwesen, so teilt die Soziale Arbeit diese Zielperspektive sowohl mit anderen Professionen wie auch mit Laien. Die spezifischen Handlungsbedingungen der Sozialen Arbeit sind insbesondere durch vier Merkmale gekennzeichnet: (a) die Allzuständigkeit, d. h. alles was das (Alltags-)Leben an Problemen hergibt, kann zum Gegenstand sozi-

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

alpädagogischer Intervention werden; (b) fehlende Monopolisierung der Tätigkeitsfelder, d. h. SozialarbeiterInnen arbeiten in ihren Arbeitsfeldern mit unterschiedlichsten anderen Berufsgruppen zusammen (LehrerInnen, PfarrerInnen, PsychologInnen, ÄrztInnen, JuristInnen etc.), haben kaum ureigenste Domänen; (c) Schwierigkeit der Durchsetzung von Kompetenzansprüchen in Bezug auf Probleme des alltäglichen Lebens, d. h. die Art der Probleme, mit denen es Soziale Arbeit zu tun hat, ist häufig so beschaffen, dass es insbesondere für Laien häufig nur schwer durchschaubar ist, warum es zu ihrer Lösung einer spezifischen beruflichen Kompetenz bedarf; (d) die Co-Produktivität personenbezogener sozialer Dienstleistungen, d. h. die Tatsache, dass Bildung, Erziehung, Beratung, Hilfe und Unterstützung immer der Aktivität und Mitarbeit des Klienten bedürfen, um gewünschte Erfolge zu erzielen; (e) Abhängigkeit von staatlicher Steuerung und direkte Einbindung in bürokratische Organisationen, d. h. Soziale Arbeit ist eingebunden in staatliche Gewährungs- und Kontrollkontexte und verfügt von daher nicht über eine den klassischen Professionen vergleichbare fachliche Autonomie. Für sozialpädagogische Interventionen bedeutet Letzteres, dass sie immer im Spannungsfeld von Hilfe und Kontrolle („doppeltes Mandat“) angesiedelt sind.

(4) Unter anderem auf dem Hintergrund dieser Skizze lassen sich bestimmte Probleme und Grenzen der Methodisierbarkeit sozialpädagogischen Handelns konstatieren. (a) Die begrenzte Operationalisierbarkeit sozialpädagogischen Handelns resultiert nicht zuletzt aus der Tatsache, dass sowohl Ziele wie Wege der Hilfe in der Sozialen Arbeit Aushandlungsprodukte sind. An einem Beispiel verdeutlicht: Der Chirurg wird mit dem Patienten kaum über Ziel (Entfernung eines akut entzündeten Blindarms) und Weg (Operationstechnik) diskutieren (wollen). Im Falle sozialpädagogischer Problemstellungen wie etwa Schuldenabbau, Haushaltsführung, Erziehungspraxis ist die Teilhabe am Ziel- und Verfahrensfindungsprozess konstitutiv. (b) Dies gilt umso mehr, als sozialpädagogischer Intervention ein Technologiedefizit immanent ist, d. h. Veränderungen – z. B. auf der Verhaltensebene – müssen immer vom Subjekt selbst vollzogen werden. Während ein Arzt im Notfall auch ohne Zustimmung des Patienten, ja im Zustand der Narkose auch gegen den Willen des Patienten Heilung herbeiführen kann, ist der Sozialpädagoge auf die aktive und bewusste Mitarbeit des Klienten zwingend angewiesen. (c) Neben das Technologiedefizit ist im Zuge gesellschaftlicher Modernisierung ein Zieldefizit getreten. Der Verlust an standardisierten Normalitätsmustern führt zu einem Orientierungsdilemma, da gesellschaftlich akzeptierte Normalitätsstandards verschwimmen bzw. die Einlösung von Standards (z. B. „lohnarbeite, um zu leben“) faktisch begrenzt wird.

(5) Eine erste Konsequenz dieser Skizze für die Methodenfrage in der Sozialen Arbeit ist, dass sozialpädagogische Methoden nicht als geschlossene Systeme im Sinne naturwissenschaftlicher Ziel-Mittel-Technologien verstanden werden können. Sozialpädagogische Methoden sind vielmehr durch

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

Offenheit gekennzeichnet. Offenheit bedeutet mindestens zweierlei: Zum einen muss Methode als Grundmuster verstanden werden, „das in unterschiedlichen Aufgaben unterschiedlich akzentuiert und konkretisiert wird, indem aber immer das Moment der Strukturierung instrumentell für die Situation realisiert wird“ (Thiersch 1993, S. 24). Sozialpädagogische Methoden wären demnach nicht mit schematisch anzuwendender Technik, mit einer Sammlung konkreter Handlungsanweisungen zu verwechseln. Zum anderen müssen SozialarbeiterInnen über einen breiten Fundus an methodischen Möglichkeiten verfügen, um nicht in die Gefahr zu geraten, die Klienten und ihre Probleme an eine Methode anzupassen, sondern umgekehrt, um methodisch flexibel auf Situationen und Problemlagen reagieren zu können. Methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit ist in diesem Sinne gekennzeichnet durch „strukturierte Offenheit“ (ebd.).

(6) Gerade angesichts dieser Offenheit kommt dem „sozialpädagogischen Blick“ (Rauschenbach/Ortmann/Karsten 1993) eine besondere Bedeutung zu. Versteht man unter dem „sozialpädagogischen Blick“ die theoretisch fundierte, lebensweltthermeneutische Sensibilität zur Wahrnehmung und Analyse von Situationen, Biographien und Lebenslagen, so wird deutlich, dass sozialpädagogische Fachlichkeit sich auch aus der Perspektive der methodischen Kompetenzen nur als wissenschaftlich aufgeklärte und geschulte Fachlichkeit konstituieren lässt. Gerade weil die technologische Beherrschbarkeit sozialer Beziehungen und sozialer Netzwerke begrenzt ist, bedarf es angesichts der Komplexität moderner Gesellschaften einer theoretisch fundierten Analyse- und Reflexionsfähigkeit.

(7) Methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit muss sich des doppelten Mandats sozialpädagogischer Interventionen bewusst sein, d. h. dass sozialpädagogisches Handeln immer Hilfe und Kontrolle zugleich realisiert. Die Sicherung der Autonomie der Lebenspraxis der Klienten gegenüber Eingriffen oblag in den klassischen Methodenansätzen einer Palette an ethischen Prinzipien, die tendenziell nur bedingt geeignet waren, eine Haltung nach dem Muster zu verhindern: „Im Grunde genommen weiß der Sozialpädagoge besser, was für das Leben des Klienten gut ist, denn wenn er kompetent wäre, wäre er nicht Klient“. Im Horizont zunehmender Zieldiffusion ist eine Sicherung, vermittelt über ethische Prinzipien, nicht ausreichend. Vielmehr ist methodisch zu reflektieren, wie die Partizipation von Klienten gewährleistet werden kann. Partizipation muss strukturell in Methodenkonzepten verankert werden und nicht dem ‚guten Willen‘ von Sozialpädagogen überlassen bleiben.

(8) Methoden Sozialer Arbeit können nicht verstanden werden als zielgenaue Technologien der Verhaltensänderung. Angesichts der skizzierten Rahmenbedingungen erfüllt methodisches Handeln in der Praxis im Wesentlichen drei Funktionen: (a) In Bezug auf die beruflich tätigen Subjekte schaffen Methoden Entlastung in komplexen Handlungssituationen und dienen der Reduktion von Ungewissheit, ohne diese letztlich beseitigen zu können. Metho-

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr

den können aus diesem Blickwinkel als Instrumente des Schutzes vor Überforderung verstanden werden. (b) Aus der Sicht der Klienten erhöht methodisches Handeln der Sozialarbeiter die Kalkulierbarkeit der Intervention und bietet zumindest tendenziell einen gewissen Schutz vor (gut gemeinten) Übergriffen und ungewollten Nebenwirkungen. (c) Aus der Perspektive der Profession ist die Implementierung von originären Handlungsmethoden ein Aspekt einer Professionalisierungsstrategie und zielt ab auf Status- und Imagegewinn.

(9) Fasst man diese bisherigen Thesen zusammen, so lassen sich folgende Elemente sozialpädagogischer Methodenansätze herausfiltern:

- Hilfen zur *Informationsgewinnung* über und *Analyse* sowie *Reflexion* von Klienten(biographien), Situationen, sozialräumlichen Strukturen, Netzwerken und institutionellen Settings;
- Hilfen zur Gestaltung von *Kommunikation* und *Interaktion* mit Klienten, Klientengruppen und Akteuren in sozialen Netzwerken;
- Hilfen zur Gestaltung von flexiblen *institutionellen Settings*, je nach den Erfordernissen des Einzelfalls;
- Hilfen zur *Phasierung* des Hilfeprozesses in einzelne Handlungsschritte;
- Hilfen zur *Sicherung der Partizipation* von Klienten, Klientengruppen und sozialer Netzwerke im Hilfeprozess;
- Hilfen zur prozessbegleitenden *Kontrolle* der Folgen der Intervention.

(10) Angesichts dieser komplexen Anforderungen an methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit sowie ihrer spezifischen Rahmenbedingungen erweist sich die Therapeutisierung der Sozialen Arbeit als Sackgasse. Die neuere Fachdiskussion hat unter den Stichworten „Lebensweltorientierung“ und „stellvertretende Deutung als Professionsmodell“ Anknüpfungspunkte und Rahmenkonzepte geschaffen, die als Fluchtpunkte der Methodenentwicklung und Methodenreflexion in der Sozialen Arbeit in Gegenwart und Zukunft nützlich und hilfreich sind.

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ZHAW Zürich 22.10.2026 09:17 Uhr